

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Geschichte der Kur- und Hauptstadt Brandenburg von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten

Heffter, Moritz Wilhelm

Potsdam, 1840

Vierte Periode. Von 1715 bis 1837.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-11233

V i e r t e P e r i o d e .

Von der Vereinigung beider Städte Brandenburg
unter einen Magistrat bis auf die Gegenwart

oder

von 1715 bis 1837.

Wir hatten schon oben (S. 180 f.) Gelegenheit zu bemerken, daß dem Aufblühen unserer Stadt von Anfang an das ein großes Hinderniß gewesen sei, daß die Alt- und Neustadt getrennt war in politischer Hinsicht. Hervorgerufen und anfänglich bedingt war diese Scheidung durch die nicht gleichzeitige Anlage beider und durch die Naturgrenze, die Havel, welche zwischen ihnen hindurchfließt und nicht sogleich durch Dämme und Brücken übergänglich gemacht werden konnte. Es waren daraus eine große Menge von Mißverhältnissen erwachsen: Eifersucht, ein kleinlicher Neid, öftere Reibungen, Grenzstreitigkeiten, Prozesse, wie wir im Vorhergehenden ersehen haben. Die Handhabung der Polizei und des Rechts ward nicht selten erschwert oder gar vereitelt. Kostspielig war die Unterhaltung eines doppelten Magistrates und jetzt, nach den Schwedenkriegen, doppelt lästig, wo die Cassen erschöpft, der städtische Haushalt in Unordnung. Das drückte eben sowohl die Neustadt als die Altstadt. Daher so viele und häufige Beschwerden der Bürgerschaft gegen die Magistrate. Namentlich hatte jetzt die erstere wieder aus beiden Städten weitläufige gravamina eingereicht. Kein Mittel zur Abhülfe aller dieser Übelstände lag näher als eine Vereinigung der beiden Magistrate. Manche Rathsmitglieder mochten das begriffen, auch wohl die landesherrlichen Commissionen, die so oft das städtische Gemeinwesen untersucht hat-

ten, darauf angetragen haben, und im Jahre 1715 den 27. Mai ließ der König aus dem Lager bei Stettin die wichtige Verordnung ergehen, daß die beiden Städte Brandenburg unter einen Magistrat vereinigt werden sollten. Als Grund giebt er an, daß das rathhäusliche und Stadtwesen überall nicht so verwaltet worden sei, wie es wohl das Bedürfnis und das allgemeine Beste erforderte, und daß unter andern besonders der Unterschied der Jurisdiction zu den eingeschlichenen Unordnungen und Mißbräuchen nicht geringen Anlaß gegeben hätte. Diesen Inconvenienzen wäre in Berlin und Salzwedel durch Combination und bessere Einrichtung der Magistrate mit gutem Erfolge abgeholfen worden; darum habe er, der König, für gut befunden und beschlossen, beide Rathhäuser ebenmäßig zu combiniren. Zu dem Ende hatte er zugleich ein Reglement abfassen lassen, das den 29. Juli des genannten Jahres auf dem neustädtischen Rathhause den Rathsmitgliedern aus beiden Städten, den Stadtverordneten und denen, die von der Geistlichkeit und den Schullehrern dazu aufersehen waren, endlich den Advocaten publicirt wurde. Durch dasselbe ward festgesetzt: 1) in beiden Städten soll nur ein Magistrat bestehen, und derselbe die kirchlichen und Civil-, die Criminal- und Polizeisachen handhaben und dafür verantwortlich sein; 2) der ganze Magistrat ist in zwei Collegien oder Senate getheilt; dem einen soll das Justiz-, dem andern das Polizeiwesen obliegen, damit die Justiz unparteiisch und schleunig gehandhabt werden könne; 3) die zwei Collegien sollten in ihrer Arbeit dergestalt wechseln, daß das eine in der einen Woche die Justiz, und in der andern die Polizei verwalte; 4) von den drei zum Directorio bestellten Bürgermeistern sollten allemal zwei beim Justiz-, der dritte aber beim Polizei-Collegio das Directorium führen, so jedoch, daß die wichtigsten Sachen vor das Rathscollegium in voller Sitzung gebracht und daselbst entschieden würden; 5) aus den bisherigen Mitgliedern des Rathes in beiden Städten wurden drei Bürgermeister und zehn Rathsherren beibehalten, aber denselben vier neue obere unter dem Titel Königliche Räte und Directoren zugesellt, von den übrigen einige wegen ihres Alters in den Ruhestand versetzt; alle andern sollten sich mit den ihnen be-

stimmten Salarien begnügen und bei vorkommenden Fällen, bei Commissionen z. B., wo sie nöthig, hinzugezogen werden können und dann dies Geschäft bei Verlust ihres Gehaltes übernehmen und pflichtmäßig ausführen. Räume später der Tod unter diesen Mitgliedern auf, so sollten zuletzt und für's künftige folgende Rathspersonen übrig und angestellt bleiben: zwei Directoren, welche die nothwendigen Kenntnisse und Erfahrungen im Justiz- und Polizeiwesen hätten und wegen ihrer Redlichkeit in gutem Rufe ständen; zwei Bürgermeister, die beständig in ihrem Amte bleiben und zu Commissionen, Unterschriften, Siegelungen gebraucht würden; ein Syndicus, welcher so befähigt sein mußte, daß er jedes Mal den Director zu succediren im Stande wäre; ein Criminalrichter, der zugleich in Vormundssachen das Directorium führte und mit dem Syndicus hinsichtlich seiner Kenntnisse auf gleicher Stufe stände; zwei Rathmänner, welche studirt haben mußten, und vier Rathmänner, die dies nicht brauchten; zwei Secretäre, ein Bauinspector, ein Ökonom und zwei Copisten. Alle diese mußten sich, mit Ausnahme der vier unstudirten Rathmänner, aller bürgerlichen Nahrung und aller andern Geschäfte, durch welche sie von den rathhäuslichen könnten abgezogen werden, enthalten. Was die Besoldung anbetriefft, so sollte jeder der Directoren jährlich 400 Thaler, jeder der Bürgermeister 200, der Syndicus 300, der Criminalrichter 300, die studirten Rathmänner à 100, jeder der übrigen 80 Thaler haben.

Dem neuen Magistrate wurde verstattet, folgende Unterbeamte zu halten: zwei Marktmeister, welche zugleich die Rathswaage zu inspiciren hätten; sieben Diener, zwei Holzwögte, zwei Wasservögte, einen Schützen (Jäger), zwei Schleusenknechte, vier Stallknechte zu Bestellung der nöthigen Bauten, zu königlichen Reisen und Jagdfuhren; sechs Nachtwächter (vier für die Neu-, zwei für die Altstadt), zwei Mühlenschreiber.

Die Versammlungen des Rathes sollten vor der Hand, bis etwa ein beiden Städten gelegener Ort zur Erbauung eines neuen Rathhauses ausfindig gemacht und eingerichtet wäre, als worauf der Magistrat zu denken und deshalb Vorschläge zu thun hätte, auf dem neustädtischen Rathhause gehalten werden. Dieß ward auch später nicht abgeändert, obwohl die Altstädter es übel em-

pfanden, daß nun ihr Rathhaus leer und ungebraucht dastand und sie an ihrer Nahrung Schaden litten. Allein wozu wäre ein drittes Rathhaus von Nöthen gewesen? Diese Kosten sparte man und das mit Recht; auch gewöhnten sich die Altstädter allmählig an die Einbuße.

Die Zeit der Versammlungen ward an den Werkeltagen von 8 — 12 und Nachmittags von 2 — 6 Uhr festgesetzt. Wer nicht mit dem Schlage erschien, sollte für jede Viertelstunde, wo er fehlte, 2 Gr., für eine jede Stunde, die er ausblieb, 8 Gr. zahlen, damit keine Versäumniß der Geschäfte eintrate. Wer gefehliche Abhaltungen hätte, mußte es sofort zu Rathhause melden lassen und solche gehörig bescheinigen.

Hinsichtlich der Gerichtsporteln verblieb es bei der Kammergerichtsordnung; doch sollten alle Mal die Directoren darauf halten, daß arme und dürstige Leute damit nicht gedrückt oder aufgehalten würden, zu welchem Behufe eben zwei Copisten angestellt waren.

In der Wahl neuer Rathsherren, so oft die alten abgingen, beließ der König den Magistrat; doch sollte man ja keine andern als redliche, gewissenhafte, in Justiz- und Polizeisachen mit hinlänglicher Wissenschaft versehene und geübte Leute nehmen und dabei insonderheit Freund- und Schwägerschaft, was zu Sr. Königl. Majestät höchstem Mißfallen bisher bei den Rathhäusern im Schwange gewesen, auch Anhang und Parteiungen alle Wege vermieden werden. Sollten sich in der Stadt selbst keine befähigten Männer finden, so sollte man sie von auswärts her berufen.

Brandenburg erhielt in Folge dieser Vereinigung den Namen: die vereinigten Kur- und Hauptstädte Brandenburg.

In Bezug auf die städtische Verwaltung ward festgesetzt: Was sich ohne Nachtheil des Allgemeinen vereinigen lasse, soll auch allgemein gemacht werden; was aber bis jetzt nur einem der beiden Örter zugekommen, sollte ihm verbleiben, z. B. die Forsten, die Dorfschaften. Die Rechte indessen des Patronates, die Besetzung des Schöppenstuhles, die Vocation der Ober- und Unterbeamten, endlich auch der Überschuß der Cämmereigelder sollten Gemeingut beider Städte (d. h. des vereinigten Magistrates) sein: wobei der König die ausdrückliche Bemerkung hin-

zufügte, daß der Schöppenstuhl mit tüchtigen Subjecten wohl besetzt, auch gute Schulen, sonderlich die von den Kirchensvisitatoren angeordneten sechs kleine Schulen an passenden Stellen angelegt und damit nicht weiter verzogen werden müßte.

Nun mußte auch das Siegel und Wappen der Stadt geändert werden: man vereinigte die beiden bisherigen so, daß es seitdem aus neun Thürmen und zwei rothen Adlern im silbernen Felde und aus dem Bilde des Rolandes besteht.

Da bisher jede der beiden Städte bei der Landschaft und bei der Städtecaffe ihre besondern Bote gehabt hatte, so ordnete der König an, daß dieß Verhältniß nicht geändert werden sollte; der vereinigte Magistrat sollte zu den vorkommenden Versammlungen entweder eben so viel Deputirte, als vorher beide Städte, senden oder zur Ersparung der Kosten den Abgeordneten die Bote auftragen, wie denn auch das bei der Altstadt radicirte Directorium der Städte dem neuen Magistrate verblieb.

Anlangend die Zünfte der Handwerker, so sollten diejenigen, welche bereits combinirt waren, zusammenbleiben; auch die Französischen Handwerker nach einem zu entwerfenden Reglement in die Deutschen Gilden aufgenommen werden, die übrigen aber, welche zur Zeit noch getrennt waren, sollten mit Nachdruck zur Vereinigung angehalten werden, falls sie nicht hierwider etwas Erhebliches zu erinnern hätten. Wirklich erschienen auch kurz darauf königliche Reglements für die einzelnen Zünfte, namentlich in Brandenburg, und bei ihnen war es immer auf Vermeidung und Unterdrückung der vielen eingeschlichenen Mißbräuche und auf Verbesserung des Bestehenden abgesehen.

In allem dem zeigt sich die Regierung Friedrich Wilhelms I. im schönsten, unter uns noch immer nicht gehörig gewürdigten Lichte. Dieser Abscheu gegen verjährte Vorurtheile und Mißbräuche, dieser Sinn für Ordnung und Gesetzhlichkeit, dieser Haß gegen alles Langsame und Schleppende besonders in der Justiz, diese Umsicht und Einsicht, dieses kraftvolle Durchgreifen und Eingreifen in alle Verhältnisse selbst des bürgerlichen Lebens sind wahrlich edle Perlen in der Krone eines Regenten. Nächstdem erfolgte eine »königliche Resolution auf der Bürgerschaften beider Städte weitläufige gravamina« (1715) und in demsel-

ben Jahre ein besonderes Edict, » daß von Rathsbauten über 6 Thaler zu berichten wäre«. Eben so wurde zur Vermeidung jeglicher Concurrenz die Zahl und die Zeit der Vieh- und Jahr- märkte in beiden Städten festgesetzt (für die Altstadt drei, für die Neustadt fünf). Zu mehrerer Aufnahme der Wollmanufacturen bewilligte der König der Altstadt zwei, der Neustadt drei Wollmärkte. Auf Beschwerde der Bürgerschaft wurde die Abgabe des Abschosses und des Abzuges aufgehoben, und eine Wiesensteuer eingeführt. Ferner erhob man seit dem genannten Jahre 3 Pf. für den Scheffel Malz mehr Accise, um dadurch die vom Könige bewilligte Ausgabe der Tischgelder für die Lehrer an den Schulen aufzubringen und bestreiten zu können: eine wesentliche Verbesserung, um dem Schulstande aus der frühern Niedrigkeit und Gedrücktheit etwas aufzuhelfen. Im Fall Überschüsse bei der Cämmereicasse entstanden, sollte ein Theil derselben zu Ankauf von Grundstücken verwendet werden. In der ersten Zeit dachte man wirklich ernstlich daran, ein Rathhaus zwischen beiden Städten zu erbauen und dahin auch die gemeinschaftliche Acciscasse zu versetzen. Hierzu schien der Platz geeignet, wo das St. Elisabethhospital stand: dieses sollte also verlegt werden. Man knüpfte deßhalb mit der Familie von Bredow wegen des Abthofes in der Abtstraße, welcher derselben damals gehörte, Unterhandlungen an; dorthin wollte man das Hospital bringen. Man kaufte auch das Grundstück für 900 Thaler. Allein die geistlichen Vorstände der Armenanstalt machten Einwendungen und Weitläufigkeiten, und so unterblieb die Sache. Einen Verlust erlitt unser Brandenburg in eben dem 1715ten Jahre durch nunmehrige gänzliche Aufhebung seiner Zollgerechtigkeit, vermöge einer königlichen Verordnung vom 10. Juli, nach welcher keine Stadt dies Vorrecht mehr haben sollte. Die Unterschleife hatten nicht aufgehört trotz des Zolleides, den Friedrich I. 1709 eingeführt hatte, und so mußte dieses uralte Vorrecht den Staatsinteressen weichen (*).

Im Jahre 1716 erhielt unsere Stadt, so viel bekannt ist, die erste stehende Besatzung: es war das dritte Bataillon des

*) S. Hist. Beitr. I. S. 74 f.

königlichen Leibregiments, dessen Stab bekanntlich in Potsdam stand. Zu dem Ende wurde die ehemalige (Bürger-) Hauptwache an dem Rathhause der Neustadt weiter hinunter an das Ende des Marktes versetzt. Bei dieser Gelegenheit mußte auch der alte Roland, welcher bisher auf dem Marktplatze selbst gestanden hatte, seine Stelle mitten auf dem Markte ändern: er nahm die ein, welche er noch jetzt hat; zugleich erhielt er einen neuen aschfarbigen Anstrich, und sein Panzer wurde mit Gold ausstaffirt (¹). Zum Militairhospitale wurde nun der ehemalige Abthof bestimmt. Um die Soldaten zu mustern, kam der König zuweilen herüber von Potsdam; dann pflegte er in jenem Hause auf dem linken Ufer der Havel, dicht beim Flusse zur rechten Hand, wenn man aus der Neustadt über die lange Brücke gehen will, zu logiren. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten befand sich daselbst eine Gartenlaube von Brettern, die er mit eigener Hand — er liebte die Malerei und beschäftigte sich in Mußestunden damit — soll ausgemalt haben (²). Ja im Jahre 1717 kam er sogar mit Peter dem Großen hierher, um diesem seine »große Garde« zu zeigen (³).

Um die Zeit war Streit wegen des freien Havelbruches, aus welchem bisher das Domcapitel, die beiden Städte Brandenburg und das Amt Ziesar das Recht gehabt hatten nach Gefallen Holz zu holen. Mittler Weile hatten aber auch die benachbarten adligen Gutsbesitzer denselben benutzt, Besitzrecht vorschützend. Darüber entstand vielfältiger Zwist. Jetzt war diese sonst unerschöpfliche Quelle zur Holzung ganz verwüstet. Um allem Streite ein Ende zu machen, ward der ganze große Raum auf königlichen Befehl zu Wiesenwachs umgewandelt, und Brandenburg ward seines alten Rechtes verlustig.

¹) S. Gottschling's Anmerk. zu Fromme S. 158.

²) Vgl. den Brandenb. Anz. 1812. St. 40.

³) Der Czaar übernachtete damals beim Minister von Görne (st. 1745 und liegt in der St. Gotthardskirche begraben) in Plaue, wo der letztere damals eine große Porzellanfabrik angelegt hatte. S. Brandenb. Anz. 1811. St. 13. Brandenburg sahe den Czaaren auch auf der Rückreise wieder im September des Jahres mit seiner großen Suite durchkommen. S. die betr. Acten im hiesigen Rentamte.

Einen neuen Beweis landesherrlicher Fürsorge für die städtischen Angelegenheiten gab Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1718 durch das Gebot, daß die Archive und Registraturen hier selbst in eine bessere Ordnung gebracht, und darauf gehalten werden sollte, daß nichts davon abhanden käme. In Folge dessen wurden von dem alt- und neustädtischen Archive genaue Repertorien aufgenommen, welche noch vorhanden sind.

Der Herr von Stranz ließ auch jetzt nicht ab, seine Wohlthätigkeit der Saldernschen Schule zuzuwenden. 1717 ließ er für die adligen Stipendiaten daselbst einen Officier und Nationalfranzosen kommen, der mit jenen zusammenwohnen, sie im Französischen unterrichten und üben, die Französischen Zeitungen mit ihnen lesen sollte u. s. w. 1718 ließ er die Lehrzimmer der beiden obersten Classen auf seine Kosten ausweissen, neue Fenster machen, Tische und Bänke in guten Stand bringen und das nahe der Superintendentur gelegene Seitengebäude erneuern, auch in der St. Gotthardskirche ein neues Schülerchor bauen. Natürlich gewann die Schule dadurch neuen Aufschwung: insbesondere fanden sich wieder viele Adlige ein. Je mehr aber dies geschah, um so eifriger waren die Domherren bedacht, ihre Ritterschule emporzubringen. Sie wandten sich an den König: er ließ ihren Bitten ein williges Ohr und schenkte 1722 der Anstalt ein Capital von 14,000 Thalern, befahl auch in einem öffentlichen Erlasse, daß die adligen Vasallen ihre Söhne in keine andere als in diese Schule schicken sollten, und versprach, daß diejenigen, welche auf derselben fleißig studirt hätten und davon Zeugnisse aufweisen könnten, vor Andern in den königlichen Landen befördert werden sollten. So kam nun diese Anstalt in Flor. Für die Saldria aber war der königliche Nachspruch ein Todesstoß: die Stipendiaten blieben weg; die Stipendia von Magdeburg konnten nicht mehr bezogen werden u. s. w.

Im Jahre 1720 wurde, wahrscheinlich als man es aufgegeben hatte, ein neues Rathhaus zwischen beiden Städten zu bauen, das neustädtische außen angestrichen. Bei der Gelegenheit ist unsere Stadt um ein Paar alte Denkmäler der Malerei gekommen. Das eine auf einer angehefteten Tafel stellte vor den schönen Wunsch aus Ps. 85. V. 11. Daß Güte und Treue

einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen; es wurde hinweggenommen und wahrscheinlich vernichtet. Das andere in blauen Farben zeigte jenen Vater und Sohn, welche beide mit einem Esel über Feld zogen und von Jedermann, der ihnen begegnete, getadelt wurden: beides ganz passende Embleme eines Raths- und Gerichtshauses. Das letztere Gemälde, in Fresco, ward überweist (¹).

Die Schützengülde in beiden Städten, als der Zeit nicht mehr entsprechend, hob der König 1722 auf und zog die bis dahin aus der Acciscasse gezahlten sogenannten Douceurgelder ein. Die in demselben Jahre getroffene Bestimmung wegen Anhalten der Deserteurs unter den Soldaten (²) kam auch bei uns in Anwendung: sie war hier um so nothwendiger, da die Sächsische Grenze so nahe war, wo jene, wenn sie dorthin gelangten, geborgen waren. Zu dem Ende ward auf dem Marienberge eine Lärmkanone aufgestellt, die jedes Mal abgefeuert wurde, wenn ein Soldat desertirt war, um den Bewohnern der benachbarten Dörfer das Signal zu geben, sofort aufzusitzen, dem Entlaufenen nachzuspüren und bei erfolgter Ablieferung 12 Thaler ausgezahlt zu bekommen.

In eben diesem 1722sten Jahre sollte unsere Stadt und Umgegend um eine ihrer größten Zierden und Merkwürdigkeiten, um das älteste Baudenkmal in der Mark, um die Marienkirche auf dem alten Harlunger Berge kommen. Es lebte damals ein gewisser Oberster Piemy oder Piny: dieser wußte dem Könige vorzuspiegeln, in den Mauern und im Fundamente der Kirche wären große Schätze verborgen, und, weil gerade in Potsdam sehr stark gebaut wurde, so könnten ja die abgebrochenen Steine dazu verwendet werden. Der König geht darauf ein und giebt die geeigneten Befehle. Zwar macht das Domcapitel als der Besitzer der Kirche dagegen Einwendungen; der Magistrat, bestrebt der Stadt das ehrwürdige Denkmal der Vorzeit zu erhalten, erbietet sich aus seinen Ziegeleien zu den Potsdamer Bauten für 400 Thaler Steine umsonst zu liefern. Nichts! Den 20. April fängt

¹) S. Fromme's Beschr. S. 46 f. mit Gottschling's Anm.

²) Vgl. Förster: Friedrich Wilhelm I. B. II. S. 201 f.

man an, das unschätzbare Kleinod abzubrechen. Das Gemäuer war so fest, daß die Steine meist in Stücke geschlagen oder durch Pulver gesprengt werden mußten; nur ein kleiner Theil, kaum 50 Thaler werth, blieb ganz. Man brachte mit dem Niederreißen beinahe fünf Vierteljahre zu. Endlich kam man an einen unterirdischen Gang: den hielt Piny für die eigentliche Schatzgrube, und auch er wurde erbrochen. Piny ließ alle Nächte dabei wachen, und weil es im Winter geschah, wurden viele Fuder Holz verbrannt. Und was fand man? Wie man sagt, nichts als eine Puppe mit einem seidnen Gewande (¹). Die Kosten des Niederreißens beliefen sich weit höher als die wenigen brauchbaren Steine werth waren. Diese wurden denn wirklich nach Potsdam geschafft; aber viele zerstückelte blieben zurück. Was geschah mit denen? Vornehme und geringe Leute brachten sie fort und verbrauchten sie: manche Weinmeister bauten sich davon ganze Häuser; insbesondere aber durfte der die hiesige Garnison damals commandirende Oberst von Massow, welcher beim Könige sehr angesehen war, einen großen Theil jener Baumaterialien benutzen, theils um das Freihaus in der Ritterstraße, theils um das Vorwerk vor der Altstadt, das noch jetzt seinen Namen trägt und mancherlei Freiheiten genießt, anzulegen. Um der Nachwelt nicht ganz die Anschauung des merkwürdigen Gebäudes zu entziehen, ließ das Domcapitel eben jenes Modell anfertigen, was noch gegenwärtig in der Stiftskirche gezeigt wird (²). Eine Ansicht von ihr liefert ein Gemälde in der St. Gotthardskirche, eins auf dem Rathhause und eins in der Dechanel, einen Grundriß unter andern das 2te Heft des bekannten von Minutoli'schen Werkes. Seitdem steht unser Marienberg kahl und verwaißt, sehnlichst harrend eines edlen Gönners, der ihn wieder mit einem vaterländischen Denkmale ziere.

Das Jahr 1722 ist endlich noch dadurch merkwürdig für Brandenburg, weil in demselben ein Blitzstrahl die erst 1679—89 erbaute Orgel in der Domkirche zerstörte. Es ward für die Er-

¹) S. Anekdoten aus der Preussisch-Brandenb. Gesch. 3 B. S. 44 f. Das übrige meist nach handschriftlichen Nachrichten.

²) Vgl. oben S. 70. Not.

banung einer neuen, bessern gesorgt (1723 — 5), der jetzt noch vorhandenen, welche sich durch die Schönheit und Stärke ihres Tones so vortheilhaft auszeichnet. Dabei wurde das ganze Innere der Kirche einer Erneuerung unterworfen, die vielen kleinen Altäre, welche noch aus der katholischen Zeit herrührten, entfernt, der Hauptaltar neu aufgekuzt. Damals (1725) erhielt das Gotteshaus das zwar kostbare aber doch eben nicht künstlerisch schöne Epitaphium des Ewald Bogislaff von Schlaberndorf aus Mabafter.

Auch der Magistrat der beiden Städte ward in dieser Zeit zu manchen kostspieligen Bauten veranlaßt: 1724 mußte der Rathhausthurm und in den folgenden Jahren die Orgel in der Katharinenkirche, die 1725 gleichfalls durch einen Blitzstrahl bedeutend beschädigt worden war, wieder hergestellt werden. Bei der Gelegenheit wurde auch das Innere dieser Kirche und zwar auf Kosten der Brauerinnung, erneuert, obwohl ohne Geschmack; daher es so wünschenswerth, daß dieses herrliche Denkmal der Baukunst endlich einmal, in unsern Tagen, eine seiner ganz würdige Ausschmückung erhalte.

1732 sahe unsere Stadt einen abermaligen großartigen Beweis der Duldsamkeit und Menschenfreundlichkeit des Hohenzollernschen Hauses. In diesem Jahre nämlich zwang die bigotte Grausamkeit eines katholischen Erzbischofs Tausende von protestantischen Salzburgern, ihre Heimath zu verlassen. Friedrich Wilhelm I. gewährte ihnen sofort eine Zufluchtsstätte in seinem Staate. Durch ansteckende Krankheiten waren in den Jahren vorher viele Gegenden in Preußen und Litthauen verödet; dahin sollten die Heimathlosen ziehen, dort ein neues Vaterland finden. Die Reise war lang und erschöpfend und, wenn es auch der König nicht an Hülfe aller Art mangeln ließ, doch mit vielen Entbehrungen verbunden. Da blieb nicht minder den Unterthanen, den Einwohnern der Örter, durch welche jene kamen, ein reiches Feld zur Wohlthätigkeit. Die Brandenburger sind nicht hinter Andern zurückgeblieben. Die Unglücklichen trafen von Magdeburg her in einzelnen Trupps in Brandenburg ein. Die erste Schaar, bestehend aus 432 Personen beiderlei Geschlechts, kam an den 23. Juni. Sie wurden beim Steinthore feierlich em-

pfangen, vom Superintendenten der Neustadt mit einer Anrede bewillkommenet, unter Absingung geistlicher Lieder und unter dem Klange aller Glocken in die Stadt geleitet. Die eine Hälfte blieb in der Neustadt, die andere ging nach der Altstadt hinüber. Hier wurden sie bei den Bürgern förmlich einquartiert und aufs freundlichste bewirthet. Denselben Abend veranstaltete man noch eine Hauscollecte, welche 600 Thaler einbrachte. Den folgenden Tag war Gottesdienst in der Katharinenkirche, wo wieder eine Collecte gesammelt wurde; darauf wurden die Reisenden mit einem Mittagsmahle erquickt und sodann über den Grillendamm durch das Cracower Thor nach Spandau hin geleitet. Den 15. Juli kamen andere 475, die eben so wie die ersten aufgenommen wurden: sie zogen den 17. weiter; den 21. Juli langten abermals 434 und den 22. der letzte Transport, 619, an, so daß Brandenburg in Allem 1960 dieser Bedauernswerthen beköstigt, beherbergt, mit Geld, Büchern und andern Dingen reichlich beschenkt hat.

In demselben Jahre edirte Gottschling seine »Beschreibung der Stadt Alt-Brandenburg«. Aus ihr erschen wir unter Andern, was wir schon im Vorhergehenden erwähnt haben, daß der Schöppenstuhl in Brandenburg nun auf drei Mitglieder vermindert war, ohne Zweifel, weil die Arbeiten desselben viel geringer geworden.

Zur nöthigen Militärverwaltung theilte Friedrich Wilhelm seine Lande 1733 in gewisse Reviere oder Cantons, aus welchen die Rekruten für bestimmte Regimente geliefert werden mußten. Brandenburg, als die uralte Hauptstadt der Mark, wurde wie Berlin durch die Gnade des Königs von diesem Enrollement, wie es genannt wurde, frei gesprochen und ist bei solchem Privilegio verblieben, bis die jüngste Militärverfassung auch dieses Vorrecht aufhob.

Wegen eines nothwendigen Baues der Johannis Kirche wurden die Reformirten in der Altstadt 1734 gezwungen, eine Zeitlang die Petrikirche auf der Burg zu ihrem Gottesdienste zu benutzen. In diesem Jahre vereinigten sich auch 17 Mitglieder aus den Brauereien beider Städte zur Stiftung einer Actiengesellschaft für das Brauen eines Weißbieres. Sie erbaten sich zu dem

Behufe vom Könige einen Theil des ehemaligen Johannisklosters und erhielten ihn unter der Bedingung, daß sie jährlich an die Kirche einen Kanon von 25 Thalern und an die beiden dazu gehörigen Hospitäler von jedem Brauen zwei Tonnen Covent gäben. Überdem ward ihnen aus der Kammereicasse ein Vorschuß von 1000 Thalern. Ein vollständiges, vom Könige 1737 eigenhändig vollzogenes Reglement bestimmte und sicherte die Rechte und Privilegien der Gesellschaft.

1738 wollte der Magistrat, als ein nunmehr zahlreicheres und würdevolleres Collegium, in der St. Katharinenkirche auch einen anständigen Platz haben: es ward dazu erwählt derjenige Theil der Kirche, welcher gerade der Kanzel gegenüber liegt, und wo bis dahin der Altar der Frohnleichnamsgülde gestanden. Dieser wurde also erst jetzt entfernt; aber noch hängt er als ein Denkmal der katholischen Zeit in einem Winkel der ehemaligen Frohnleichnamscapelle. Das Jahr darauf beging man das zweite Reformationsjubiläum mit allen Solennitäten, als den 23. Mai durch Predigt und Gottesdienst, den 31. durch eine Kirchenmusik, den 5. Juni durch einen rhetorischen Act im Lyceo.

Mit dem Jahre 1740 endigte die für unsere Stadt so folgenreiche Regierung Friedrich Wilhelms I. Das Erste, was unter Friedrich II. hier Merkwürdiges geschah, war: es faßten 1740 die Presbyter der Deutsch- und Französisch-reformirten Gemeinde den Entschluß, für ihre Armen ein eigenes Hospital zu bauen. Sie kauften zu diesem Behufe 1741 einen damals wüsten Platz in der Abtstraße, dem Militairlazareth gegenüber, für 100 Thaler. Dort sollte es angelegt werden. Bereits hatten sie die königliche Bestätigung, desgleichen die Bewilligung einer allgemeinen Landescollekte, endlich das Versprechen, die erforderlichen Baumaterialien zu erhalten. Da schreckte der hohe Anschlag, und die Sache unterblieb.

Friedrich hatte während dem Schlesien erobert. Als nun England und Hannover, im Bunde mit Maria Theresia, ihm diese kühne That verdachten und als ungerecht hinstellten, fürchtete er 1741 eine Demonstration von Seiten Hannovers und glaubte derselben zuvorkommen zu müssen durch Aufstellung eines bedeutenden schlagfertigen Truppencorps. So bezogen denn 20

Regimenter Infanterie und Cavallerie (oder 35 Bataillone Fußvolf und 32 Schwadronen Reiter), in allem etwa 30,000 unter dem Commando des alten Dessauers in der Nähe von Brandenburg, nach Süden zu, zwischen den Dörfern Göttin, Krane und Nekane, an eben der Stelle, welche der berühmte Pädagog Friedrich Eberhard von Rochow mit einer Pyramide aus schlechten Feldsteinen bezeichnet hat (¹), am Sonnabend vor Ostern ein Lager. Das brachte unserer Stadt ungewöhnlichen Verkehr, und die Brandenburger erfreuten sich eines schönen Verdienstes. Indessen war auch das Unglück nicht fern. Es trat ein unangenehmer, langdauernder rauher Frühling ein. Noch zu Pfingsten, als der Roggen bereits blühte und eine reiche Erndte erwarten ließ, fiel ein zwei Fuß hoher Schnee (²). Das erzeugte im Lager Krankheiten, namentlich die Ruhr, und eine große Menge Soldaten ward davon ergriffen. Natürlich mußten nun die Bürger in Brandenburg, als der nächsten Stadt, viele derselben in ihre Häuser aufnehmen, so daß unser Ort einem Lazarethe glich. Aber die kranken Soldaten verbreiteten das Übel auch unter die Einwohner: ein allgemeines Sterben war die Folge, so daß die bisherigen Begräbnißplätze in der Neustadt (der Katharinen- und der Pauliner Kirchhof an der Stelle des ehemaligen Weinberges des Klosters) bald nicht mehr ausreichten. Nun hatte man zwar schon bei frühern Pestilenzen einen Theil der Vorstadt vor dem Steinhore, den eben hiernach sogenannten Trauerberg, dazu benutzt; indessen stand dieser Platz im Frühjahr öfters unter Wasser, so daß man die Leichname entweder in die mit Wasser angefüllten Gräber versenken oder so lange über der Erde

¹) Einen Grundriß dieses Lagers findet man bei Büsching's Reise nach Nekane. Tab. II.

²) Damals wollten, so erzählt man sich, einige Landleute der Vorsehung vorgreifen und die Saat vom Schnee befreien: sie gingen mit ausgespannten Seilen, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite des Ackerstückes entlang und streiften den Schnee von den Ähren. Allein ihre Hoffnung, den Feldern zu nützen, schlug dadurch gerade fehl. Mit dem Schnee streiften sie die Blüten ab; das Getreide wurde taub, während die Saat derer, die ruhig den Schnee hatten liegen lassen, reichliche Frucht gab.

stehen lassen mußte, bis der Ort trocken geworden war. Aus diesem Grunde fand man sich veranlaßt, den jetzigen Todtenacker (bisher ein wüster Fleck) für die Neustädtische und Domgemeinde anzukaufen. 1746 ward daneben auch der Judenkirchhof angelegt. Das Lager blieb dessenungeachtet sieben Monate lang, bis zum October, stehen (*), und im Jahre darauf ward der Friede geschlossen. Das dieserhalb angestellte Dankfest wurde in unserer Stadt (10. Juni) durch Gottesdienst, Kirchenmusik und viele andere Festlichkeiten begangen: der Dom und die beiden Städte schienen um den Vorzug zu wetteifern. Einige Tage nachher erhielt Brandenburg an der Stelle des gleich nach dem Antritt der neuen Regierung aufgehobenen dritten Gardebataillons ein vollständiges Regiment zur Garnison: dies war das Regiment von Münchow, bestehend aus 18 Füsilier- und 2 Grenadierbataillonen.

In der nun folgenden Zeit des Friedens richtete der König sein Augenmerk besonders auf die Beförderung des Seidenbaues in seinen Ländern; er setzte gewisse Preise fest, seine Unterthanen aufzumuntern, und befahl den Communen, Maulbeerbäume auf öffentlichen Plätzen anzupflanzen. Aus diesem Grunde finden wir noch heut zu Tage bei Brandenburg, sowohl bei der Alt- als bei der Neustadt, Anlagen der Art; denn die Brandenburger gehorsamten den Befehlen des Königs.

Beim Ausbruch des 2ten Schlesiſchen Krieges (1744) verließ das von Münchowsche Regiment unsere Stadt (16. August). Als auch dieser ruhmvoll für Preußen endete (1745), ward hier wieder ein solennes Dankfest (15. ff. Juni 1746) mit Gottesdienst, feierlichen Aufzügen, Reden, Illumination gefeiert.

Das Jahr darauf hielten die beiden Schützengülden beim Könige um Wiederherstellung ihrer jährlichen Schützenfeste an, die sein Vater abgeschafft hatte. Friedrich tolerirte diese Gesellschaften und ihre Schießübungen nicht darum, weil sie einen militairischen Nutzen hatten, oder daß der Bürger einmal ein Vergnügen genösse, sondern weil man ihm vorgestellt hatte, durch

*) S. Brandenb. Anz. 1810. St. 34. und die handschriftl. Nachrichten im Knopfe des Katharinenthürmes.

ein jährliches Schießen werde die Nahrung in den Städten gefördert. So gestattete er denn auch den Brandenburgern ihre Gülde wieder aufzurichten und verhiess ihnen eine Prämie aus der Acciscasse, und 1749 befahl er dem Magistrate, ihnen gleichfalls eine Prämie aus der Kammereicasse zu verabsolgen. Sie sollten auch mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen zum Schießen ausziehen dürfen.

Zur Aufmunterung des Gewerbefleißes that Friedrich II. Manches auch für unsere Stadt. So z. B. gab er 1749 zwei Bürgern hieselbst ein Privilegium, marmorirte und Türkische bunte Papiere zu verfertigen, und ein anderes einem gebornen Hemenberger, eine Parchentfabrik zu errichten, die erste ihrer Art in der ganzen Mark. Hierzu ward demselben das so lange wüste gestandene altstädtische Rathhaus, das dabei liegende Syndicatshaus und vor dem Rathenower Thore ein Bleichplatz angewiesen; die Fabrik kam bald in Aufnahme und beschäftigte allein mit Wollespinnen 1500 Personen. Diesen wurden die nahe wohnenden fremden Colonisten zugesellt, und für die Weber, welche sich unter denselben befanden, zahlte der König aus seiner Chastulle die Hausmiethe. Einigen der Arbeiter erlaubte der Magistrat, sich im Walde beim Neuen Krüge anzubauen: daraus entstand nach und nach ein ganzes Dorf, anfangs Neuendorf, jetzt Wilhelmsdorf geheißen und bestehend aus 20 Büdnern und einem Einlieger.

Jetzt fühlte sich die Reformirte Gemeinde in den Stand gesetzt, ein Haus zu kaufen in der Kurstraße, das nicht bloß zur Wohnung für ihren zweiten Prediger, sondern auch zum Schul- und Armenhause dienen sollte, und sie erhielt die königliche Bewilligung hierzu 1748. 1754 gewährte der König den Stiftsherren hieselbst ein Ordenszeichen, welches aus einem goldenen achteckigen emaillirten Kreuze besteht und von den sämtlichen Majoratspräbendarien auf der rechten Brust getragen wird.

Beim Beginn des 3ten Schlesiſchen oder 7-jährigen Krieges (*) mochte wohl auch in Brandenburg manches Gemüth

*) Dies nach einer Nachricht im Katharinenthurne. Vgl. Brandenb. Anz. 1810. St. 37.

mit Besorgniß erfüllt werden ob der Nähe des Sächsischen Landes und ob der Menge so mächtiger Feinde, welche gegen Friedrich II. auftraten. Doch ist unsere Stadt verschont geblieben: in ihren Mauern hat sie keinen fremden Krieger gesehen. Der so oft wechselnde Kriegsschauplatz blieb meist fern; immer neue Siegesnachrichten stärkten den Muth; Handel und Gewerbe blühten ohne Unterbrechung; man sah von dem Schrecklichen des Kampfes nichts als 1758 einen Transport Verwundeter, der nach der Schlacht bei Zorndorf hierdurch passirte. Nur ein einziges Jahr brachte das Getümmel des Krieges, aber bloß auf kurze Zeit, ungewöhnlich nahe. Es war im Herbst 1760, als der feindliche General Tottleben mit einem fliegenden Corps auf Berlin, das nur eine schwache Besatzung hatte, losdrang, während der König mit seiner Armee fern war. Da verließ der Commandant, der Prinz von Württemberg, mit seinem Häuflein die Hauptstadt und zog sich auf Spandau, verfolgt von den Feinden. Hier eine Belagerung fürchtend, der er nicht gewachsen war, retirirte er auf Brandenburg, wo er sich mit dem General Hülsen vereinigte, der ein Corps von etwa 1600 Mann unter seinem Befehle hatte. Alles flüchtete nun vom Lande in die Stadt; denn wo die Preußen fortgezogen waren, folgte augenblicklich der Feind. Auch der Director der Ritterakademie, besorgt, es möchten die Östreicher den unbewehrtesten Theil Brandenburgs, den Dom, besetzen, begab sich mit den Eleven seiner Anstalt in die Neustadt. Verschiedene Kostbarkeiten des Stiftes, namentlich das Archiv, brachte man fort nach Magdeburg. Die Thore der Stadt wurden gesperrt. Vor dem Steinthore an der Straße nach Magdeburg fingen an die Preußen Schanzen aufzuwerfen. Hülsen zog langsam durch die Stadt: der absichtlich verlängerte Zug sollte den Bürgern eben so wie den etwanigen feindlichen Spionen eine hohe Meinung von der Stärke seines Heeres einflößen. Unvorbereitet, eine solche unvermuthete Truppenmasse zu unterhalten, mußte die Stadt die größten Anstrengungen machen. Dennoch gaben sie gern Alles hin, um nur geschützt zu sein. Ja die Bürger erboten sich selbst, zur Vertheidigung ihrer Mauern die Waffen in die Hand zu nehmen. Man stellte Pikets aus; man sandte Wachen auf die Thürme.

Jeder blickte von Zeit zu Zeit ängstlich zu ihnen hinauf, ob die schwarze Fahne ausgehängt wäre, die die Annäherung des Feindes verkündigen sollte. Da zeigte sie sich plötzlich am 11. October. Schrecken überfiel Alle. Mitten unter den jammernenden und weinenden Frauen und Kindern hielt der Prinz; von ihren Klagen übertönt, zeigte er schweigend gen Himmel. Und dort war die Rettung beschlossen. Die feindliche Schaar, welche sich genähert, war nur schwach: es war ein Streifzug Östreichischer Husaren, welche die Gegend recognoscirten. In den nächsten Dörfern richteten sie großen Schaden an. Sie kamen bis zum neustädtischen Schützenhause, mit dessen Plünderung sie sich begnügten, weil sie nicht stark genug waren, etwas Ernstliches gegen die Stadt zu unternehmen. Darauf zogen sie ab. Und am folgenden Tage kam unvermuthet ein Eilbote mit der frohen Nachricht von dem Anrücken des Königs mit dem ganzen Heere. Den 14. October verließ auch der Prinz von Württemberg und der General Hülsen unsere Stadt wieder, und Alles kehrte ruhig zu seinen gewöhnlichen Geschäften zurück. Dieser Herbst machte sich übrigens noch dadurch bemerkenswerth, daß er eine selten so reiche Weinernte lieferte. Denn nicht allein daß die Truppen des Generals Hülsen Trauben zur Genüge genossen hatten: die Weinmeister kelterten noch eine ungewöhnliche Menge.

Nach Unterzeichnung des Friedens (1763), dessen Fest unsere Brandenburger wieder unter der herzlichsten Theilnahme mit Dankpredigten, Illumination u. a. Dingen feierten, rückten als künftige Besatzung der Stadt zwei Grenadiercompagnieen ein, denen bald darauf das ehemalige Sächsische, aber bei Pirna gefangene und in Preussische Dienste genommene Regiment von Köbel folgte und das von Münchowsche, welches 4 Jahre in kaiserlich-österreichischer Gefangenschaft gewesen, ersetzte.

An dem allgemeinen Aufschwung, den nun Preußen durch die weise Fürsorge Friedrichs II. in jeglicher Hinsicht, im Gewerbesleiß, im Handel, in Cultur und Wissenschaft nahm, hatte auch Brandenburg Theil, so viel es seine Verhältnisse, seine Lage und seine Größe gestattete. Insbesondere gewann die Schifffahrt durch die vielen Kanäle, welche Friedrich an und mit der Havel anlegen ließ oder schon hatte anlegen lassen, der Postverkehr aber

dadurch, daß nun auch (seit 1758) eine Fahrpost auf Rathenow nach Mecklenburg und Hamburg eingeführt wurde. Was sonst noch in und mit Brandenburg bis zum Tode des großen Königs bis 1786 Denkwürdiges geschehen ist, dürfte in chronologischer Ordnung etwa Folgendes sein:

Um 1768 hatten sich hier mehrere Herrnhuther eingefunden. Sie traten zusammen und stifteten eine Gemeinde, die noch jetzt besteht, in einem Privathause ihre Zusammenkünfte hält und mit der Muttercolonie in fortwährender Verbindung lebt. — Bis 1770 war der hiesige Wasser- und Landzoll an ein Mitglied des Magistrates verpachtet; das änderte der König dahin ab, daß ein eigener Rendant und Controleur eingesetzt wurde, der die betreffenden Gelder einnehmen und der Kammerei der Stadt die ihr gebührende Hälfte des Schleusenzolles auszahlen mußte. — In Folge einiger Differenzen, welche zwischen dem damaligen Dompropste und dem Besitzer der altstädtischen Apotheke entstanden waren, erhielt der Dom jetzt eine besondere Anstalt dieser Art, und Friedrich privilegirte sie. 1771 sollte Behufs der Tuchfabriken hierselbst ein Wollemmagazin für beide Städte angelegt werden. Der König schloß dazu 4000 Thlr. her; der Boden des Johannis- und Gertrudishospital ward dazu bestimmt, ein eigener Rendant und Registrator angestellt, welche die Gelder zu berechnen, und 4 Meister aus den Gewerken in beiden Städten ihnen zugeordnet, welche das Ab- und Zuwägen der Wolle zu besorgen hatten. In demselben Jahre wurden zur Verhütung der Straßenbettelei 2 Armeencassen, eine für die Alt-, die andere für die Neustadt eingerichtet und für jede ein Rendant bestellt. Um diese Zeit war wieder das Gebäude der Caldernsche Schule dem Verfallen nahe: ihm aufzuhelfen und zugleich der Schulcasse einen jährlichen Zuwachs zu verschaffen, wurde bei wohlthätigen Gönnern eine Subscription eröffnet dergestalt, daß sie entweder etwas zum Besten der Schule geben oder wenigstens kleine Capitalien, die ihnen nach etlichen Jahren wieder zurückgezahlt werden würden, leihen sollten. Diese Maaßregel fiel über alle Erwartung aus: viele hiesige und auswärtige Männer zeigten sich so thätig und der Sache geneigt, daß schon 1772 ein beträchtliches Stück Acker gekauft, in 20 Kabeln getheilt und mit Vortheil als Gar-

tenland verpachtet werden konnte. Nun konnte 1774 der Bau beginnen, und die Anstalt erhielt wieder neues Leben. Im Jahre 1772 kaufte der Magistrat, theils zur Beilegung einiger Differenzen mit dem derzeitigen Besitzer von Plaue, theils um die Einkünfte der Kammerei zu erhöhen, die Ziegelei bei Plaue, ferner das Dorf Briest (worin 1 Schulze, 6 Bauern, 3 Kossäthen, 2 Rätbner, 1 Einlieger) und die beiden Borwerke Mauerhof (mit 9 Hufen) und Kaltenhausen (mit 15 Hufen), und verkaufte dagegen die vor dem Steinthore belegene Walkmühle; das übrige Geld borgte er aus der Holzcasse der Commune, die zu einer bedeutenden Summe herangewachsen war. Zwei Jahre nachher verstärkte der König die Zahl der Soldaten bei den einzelnen Regimentern: weil er aber der hiesigen Bürgerschaft die Last der Einquartirung nicht noch vermehren wollte, so ließ er 1775 auf dem Johanniskirchhofe die Caserne erbauen, und um bei schlechtem Wetter einen Exercierplatz zu haben, verglich sich der damalige Chef des Regimentes mit dem Magistrat, daß der letztere ihm das Local unter dem Rathhause abtrat, wogegen ein Theil der städtischen Spritzen, welche bisher dort gestanden, auf dem Pauliner Kirchhofe untergebracht wurden. Aus demselben 1775sten Jahre haben wir eine ausführliche Beschreibung von Brandenburg in Büsching's Reise nach Mekahne; Auszüge aus derselben zu geben, thut nicht Noth, da das Buch von uns benutzt und sonst auch bekannt genug ist. Um Handel und Wandel zu fördern, verlieh der König oft Waaren, welche durch die Schleuse hierselbst gingen, Freipässe. Dadurch geschah der Stadt Einbuße. Der König wurde gebeten, das abzustellen, und 1776 verordnete er, daß auch von solchen Waaren, die mit einem Freipasse verschifft würden, der Kammerei ihr Antheil am Schleusengelde entrichtet werden müßte. Der Bayrische Erbfolgekrieg (1778) entzog unserer Stadt nur auf kurze Zeit das hier in Garnison liegende Regiment: schon im Juni des folgenden Jahres kehrte es zurück.

Wohl mochten die Brandenburger von der Liberalität gehört haben, mit welcher der König die Städte seines Reiches großartig unterstützte zu ihrer Erweiterung und Verschönerung. Sie wandten sich also 1782 an ihn mit der Bitte, auch ihrer Stadt

einige Baugelder zufließen zu lassen. Sie bekamen für dies Mal die Antwort: »Se. Königl. Majestät von Preußen etc. lassen den »Brandenburgischen Bürgerschaften auf ihr allerunterthänigstes »Gesuch, daß ihnen die Wohlthat des Aufbaus einiger neuen »Häuser und der Reparatur von den alten aus allerhöchster »Gnade angeziehen werden möchte, hierdurch zu erkennen geben, »daß nicht Alles auf ein Mal geschehen kann: Kom ist auch nicht »in einem Jahre gebauet. Die Supplicanten müssen sich also »noch etwas gedulden, bis nach Zeit und Umständen darüber ein »Mehreres geschehen kann. Potsdam, den 21. October 1782.

F r i e d r i c h . «

In Folge dieses Bescheides kamen sie das folgende Jahr noch ein Mal ein, und nun erhielten sie 50,000 Thlr., welche an die Baulustigen anschlagsmäßig nach gewissen Procenten vertheilt wurden. In Folge dessen wurden die meisten der Häuser, welche jetzt die Hauptstraßen zieren, besonders am Paradeplatze, in der St. Annenstraße u. s. w., in sieben aufeinanderfolgenden Jahren neu aufgeführt, auch die obige Summe noch von Zeit zu Zeit erhöht, so daß man annehmen kann, wohl an 80,000 Thlr. sind durch Friedrichs Hand unserer Stadt zugeflossen. Wahrlich, eine königliche Freigebigkeit!

Im Jahre 1783 bekam das neustädtische Lyceum einen preiswürdigen Zuwachs des Lehrercollegiums: es ward ein neuer besonderer Lehrer der Mathematik und Physik angestellt in Folge einer testamentarischen Verfügung (vom Jahre 1771) durch den kurz vorher verstorbenen pensionirten Director an der Ritterakademie, Joachim Christoph Heiße, und seine Gattin, Maria Dorothea geb. Romig. Sie hatten nämlich ihr sämmtliches Capitalvermögen, desgleichen ihre liegenden Gründe an Äckern, Gärten, Wiesen, der Mann noch obendrein seine Bibliothek und alle seine mathematischen und physicalischen Instrumente der Schule vermacht unter der Bedingung: »es sollte eine neue Lehrerstelle gegründet, ein besonderer Schuliener angesezt und zu dessen »Salarirung die Revenüen der liegenden Gründe und der Capitalien angewandt werden. Dieser Lehrer aber sollte die Jugend, »besonders in den unteren Classen, in der Mathematik und Physik »unterrichten, damit dem Staate nützliche Bürger erzogen wür-

»den.« Der Berewigte hat sich durch diese Stiftung ein großes Verdienst erworben, das um so höher anzuschlagen ist, je weniger man in jener Periode im Allgemeinen diese herrlichen Wissenschaften zu schätzen und zu würdigen verstand. Die neustädtische Bürgerschaft legte, um ihrerseits auch etwas beizutragen, ein Stück Wiese zu.

Mittler Weile war aber das etwa 300 Jahr alte Gebäude des Lyceums so baufällig geworden, daß es 1784 nicht mehr ohne Gefahr betreten werden konnte. Die Anstalt wurde also in ein Privathaus verlegt. Ein Neubau war unumgänglich. Nun ist freilich die Casse der Katharinenkirche eigentlich verpflichtet, die Kosten für das Außere der Anstalt herzugeben; indessen sie hat zu wenig Vermögen und kann kaum für die Kirche die nöthigen Ausgaben bestreiten. Man bat also den König um eine Beisteuer. Friedrich verwies zur Geduld und — starb leider! bald darauf (den 17. August 1786).

Ihm, dem wahrhaft Großen, dem Einigen, dessen sich noch manche Bewohner Brandenburgs erinnern, wie er so oft hier durch nach Magdeburg zur Revue gefahren ist, wie er mit seinen blitzenden, Alles durchbohrenden Augen umhergeschauet, wie er die in ihrer Pflichterfüllung Lässigen gescholten, die Braven belobt, wie er seinen »alten Freund und Waffengenossen« Fouqué, den er zum Dompropst hierselbst ernannt hatte, besucht und mit zärtlicher Liebe umfassen hat (*), ihm brachte man auch in Brandenburg eine angemessene Todtenfeier. Es ward ein feierlicher Trauerzug (den 17. September) veranstaltet, der vom neustädtischen Rathhause anhub und durch die Stein- und Kurstraße nach der St. Katharinenkirche ging, wo eine Trauermusik aufgeführt und eine Leichenrede gehalten wurde. Mit ihm war ja ein Stern erster Größe untergegangen!

Ihm folgte sein Neffe Friedrich Wilhelm II. Dieser bewies gleich im ersten Jahre eine großmüthige Theilnahme dem Fortbestehen der hiesigen Ritterschule: er bedachte sie mit einer jährlichen Rente von 2000 Thln. an. 1787 ward ihm bei seiner

*) Vgl. Preuß: Friedrich der Große mit seinen Verwandten u. Freunden. S. 330 ff.

ersten Durchreise durch Brandenburg mit seiner Gemahlin ein feierlicher Empfang, den er mit Huld entgegennahm.

Für die hiesige Garnison ward der Stand der Hauptwache am Ende des Marktes unbequem gefunden: sie wurde wieder herauf ans Rathhaus verlegt, in dasjenige Gemach, was sonst zum Rathskeller gedient hatte, der auch hier, wie anderwärts, in andern Städten, zu jener Zeit Bergang genommen hatte. Zur Instandsetzung dieser Veränderung bewilligte der König 2000 Thlr. Von besonderer Wichtigkeit für unsere Stadt war es, daß in demselben 1787sten Jahre zu mehrerer Aufnahme des Ortes eine Accise- und Zolldirection hierher verlegt wurde. Es sollte nämlich das Provinzial-, Accise- und Zollwesen in der Kurmark unter zwei Directionen vertheilt werden, und darum ward die eine in Berlin, die andere in Brandenburg errichtet. Die letztere bestand aus einem Director, drei Assessoren, der Registratur, der Accise- und Zoll-Calculatur, dem Secretariate, der Canzlei und dem erforderlichen Botenpersonale, führte mithin unserer Stadt eine ziemliche Anzahl von Bewohnern zu. Ihr Geschäftskreis begriff die Altmark, die Mittelmark (mit Ausschluß der Stadt Berlin, des Ober- und Niederbarnimschen, des Storkow-, Beeskow-, Lebus- und Teltowschen Kreises) und die Uckermark in sich. Ihr Local war das gegenwärtige Postgebäude, damals ein Privathaus und für den Zweck gemiethet. Brandenburg gewann hierdurch theils an Lebhaftigkeit, Verkehr und Verdienst, theils aber auch an Bildung und Humanität. Jene Männer kamen nämlich meist aus der Residenz, damals schon ausgezeichnet durch feinere Sitten, und als die Vornehmsten hier im Orte gaben sie den Ton an und verbreiteten die ihnen eigenthümliche Weise.

Das Jahr darauf (1788) — in welchem die hiesige reformirte Gemeinde ihr erstes hundertjähriges Jubiläum feierte — veranlaßte den König, Ostreich gegenüber, ein Heer in Schlessien zusammenzuziehen. Da mußte auch das hiesige Regiment — es hieß nun das von Puttkammersche — ausmarschiren. Der Reichenbacher Vertrag (27. Juli) löste indessen jegliches Mißverhältniß, und die Truppen kehrten heim. 1790 ff. wurde vor dem Mauer Thore jenes große, geräumige Haus erbauet, dessen Außeres die Blicke jedes Fremden reizt: es war bestimmt zu einem Land-

armenhaufe, wo 100 ausgediente Krieger und 200 verarmte Bürger aus der Mark ihren Unterhalt finden sollten. Später (seit 1820) ist es in ein Zuchthaus oder eine Strafanstalt umgewandelt worden. Der Bau kostete 60,000 Thlr. Als in Folge der Französischen Revolution eine Preussische Armee am Rheine nothwendig war, mußte die hiesige Garnison nachrücken in die Stelle der vorausgegangenen Truppen und die Festung Magdeburg besetzen (1793); dort blieb sie bis zum Baseler Frieden (5. April 1795).

Bereits war nun ein Jahrzehend verstrichen, seitdem das Gebäude des Lyceums verlassen worden war, und noch war man nicht an den Wiederbau gegangen. Schon längst war das Holz dazu in den Forsten gefällt; es fing bereits an zu faulen. Schon 1788 hatte der König 3000 Thlr. dazu angewiesen. Und was war denn die Ursache dieser unverantwortlichen Zögerung? Anfänglich hatte man die Frage aufgeworfen, ob man das Gebäude wieder an demselben Orte hinbrächte, wo das frühere gestanden, oder ob man ein Privathaus kaufte und es zur Schule einrichtete? Darüber war manches Wort gesprochen und niedergeschrieben worden, aber ohne Entscheidung. Eine zweite Frage war die — sie war schon 1776 von einigen Lehrern in beiden Städten in Anregung gebracht, allein von der geistlichen Behörde verworfen worden — ob man nicht die beiden Lyceen, das neustädtische und die Saldria, mit einander vereinigte, da zwei Gelehrtenschulen zuviel für Brandenburg wären und die eine (die Saldria) nothwendig kränkeln müßte? Nach vielem Hin- und Herreden und Schreiben ging man darauf ein, da die Sache auch von oben her empfohlen wurde. Nun aber war wieder der Streit, ob die vereinigte Schule in der Alt- oder in der Neustadt sein sollte? Als die Neustadt als der größere und volkreichere Theil Brandenburgs vorgezogen wurde, nicht ohne Murren der Altstädter, die da klagten, daß sie schon das Rathhaus verloren hätten und immer nachstehen müßten, da wurde gefragt, welcher Platz zu wählen sei, damit auch die Schule für die Kinder aus der Altstadt nicht zu fern läge? Man schlug unter andern den vor, wo jetzt das Schauspielhaus steht. Indessen wurde diese Lage von den Meisten unbequem gefunden. Über dies

Delibriren ohne Ende verging ein Monat, ein Jahr nach dem andern: es geschah nichts. Die Schule kam in Verfall; der Besitzer des Hauses ward nach gerade des Lärmens der Schüler satt und drang auf Räumung. Endlich machte der damalige neue Rector der Schule, Blühdorn, unter dem 5. März 1795 eine nachdrückliche Eingabe nicht nur an den Magistrat sondern auch an die Regierung, wie es nicht möglich wäre, die vielen Kinder länger in dem Privathause so zusammenzupressen, ohne den größten Nachtheil für ihre Gesundheit. Da erfolgte denn, aber erst im März des folgenden Jahres, ein königliches Rescript, daß der Magistrat sich nun mit allem Eifer bemühen möchte, diesen in so vieler Rücksicht für die Stadt wichtigen Bau auf das schleunigste und zweckmäßigste zu bewerkstelligen. Mittler Weile war man übereingekommen, das neue Haus wieder an derselben Stelle zu errichten, wo das alte gestanden. Dieses ward nun abgerissen (April 1796), und der Neubau begann, so rüstig und schnell, daß die Schule bereits den 23. October eingeweiht werden konnte. Der Oberconsistorialrath Gedicke aus Berlin verherrlichte die Feierlichkeit durch seine Gegenwart und durch eine treffliche Rede. Zugleich wurden die neuen Lehrer eingeführt, ihre Amtspflichten und Besoldungen bestimmt und geregelt. Die Kammerei aber hatte zum Bau noch 2437 Thlr. zuschießen müssen. Die Saldria dagegen sollte eine höhere Bürgerschule, die Gebäude derselben ebenfalls ausgebeffert oder neu gebauet werden und die Schule eine neue Einrichtung erfahren. So begann für das städtische Schulwesen in Brandenburg eine neue Aera. Wäre man nur immer recht vorsichtig gewesen in der Wahl practisch tüchtiger und moralisch guter Lehrer!

Friedrich Wilhelm II. verließ das Zeitliche den 16. November 1797; den Thron nahm an seiner Statt ein Se. Majestät, der jetzt lebende König. Als bald (21. November) wurde von Seiten Brandenburgs eine Deputation nach Potsdam gesandt, den neuen Fürsten zu beglückwünschen und von ihm gnädige Theilnahme für unsere Stadt zu erbitten. Huldvoll ward sie ihr versichert und hat ihr nie gemangelt. Die eigentliche Landeshuldigung erfolgte den 4. Juli; doch beehrte der König und seine Gemahlin unsere Stadt zum ersten Male 2 Jahre nachher mit ihrer

Gegewart, wo es dann dem hohen Paare nicht an den aufrichtigsten Bezeugungen der Ehrfurcht und des Gehorsams von Seiten der Brandenburger fehlte.

Das Erste, was Friedrich Wilhelm III. für unsere Stadt mit eigener Hand vollzog, war das Patent, wodurch das bisherige Lyceum zu einem Gymnasium erhoben wurde unter dem Titel: Vereinigtes Gymnasium der beiden Städte Brandenburg. Noch ist die kostbare Urkunde auf hiesigem Rathhause vorhanden, ein wahres Meisterstück der Kalligraphie. Inmitten der Zeit war auch die Saldria in Stand gesetzt und zu einer höhern Bürgerschule eingerichtet worden: als solche ward sie eingeweiht den 8. April 1800. Der Bau kostete 7002 Thlr., und der wiederholte bedeutende Aufwand giebt ein deutliches Zeugniß ab von dem damaligen regen Eifer der Brandenburger für das Schulwesen.

Mittler Weile hatte unsere Stadt wieder hinsichtlich ihrer milden Stiftungen einen schönen Zuwachs bekommen. Es starb nämlich 1799 die Wittve des verstorbenen Kriegsraths Göbde, eine geborne Romig: in ihrem Testamente, ausgestellt unter dem 24. August 1790, hatte sie ein ansehnliches Capital zum Ankauf eines Hauses ausgeworfen, in welchem 12 alte unbemittelte Wittwen unter dem Vorstande eines Herrnhuthers freie Wohnung und einige sonstige Emolumente genießen sollten. Da sich hierzu in der Stadt selbst keine passende Gelegenheit fand, so wurden 6 kleine Wohnungen vor dem Steinthore mit den dahinter gelegenen Gärten angekauft und zu dem Zwecke eingerichtet. Das Vermögen des Institutes beträgt etwa 2126 Thlr. 15 Sgr. und besteht theils in jenem Gebäude und dem daran stoßenden Garten, theils in einer Hufe Acker im Mühlenselde und in 2 Wiesen. Die Aufnahme geschieht nach Erlegung eines Eintrittsgeldes, was zum Baufonds geschlagen wird. Zu gleicher Zeit erhielt in Folge einer Disposition des Ehegatten jener Erblasserin die Reformirtengemeinde das auf dem Mollenmarke gelegene Haus, und zwar zur Wohnung für ihren zweiten Prediger, in gleichen einen Weinberg vor dem Rathenower Thore und ein Ackerstück daselbst zur Verbesserung des Gehaltes eben dieses Predigers.

Der erste Januar des Jahres 1801 wurde als der Anfang eines neuen Jahrhunderts in Brandenburg begrüßt durch Musik vom Kirchturm herab und durch Illumination desselben, und mit festlichen Gesängen und religiösen Feierlichkeiten, insbesondere würdig aber durch Bepflegung der armen Hospitaliten in beiden Städten, begangen.

Im Jahre darauf und in den folgenden Jahren wurden auf Veranstaltung des Magistrats mehrere alte, nun längst schon nicht mehr brauchbare Thorthürme abgebrochen. In der Altstadt war bereits früher der an der Langen Brücke weggenommen und statt dessen ein Gerberhof angelegt worden; jetzt riß man den am Mühlenthore ein, damit die Passage dort, die er verengte, bequemer würde. In der Neustadt fehlte schon seit unbekannter Zeit der Thurm am Wasserthore; gegenwärtig (1804) trug man wegen seiner Baufälligkeit den am St. Anmenthore ab und das Jahr nachher den am Neuen Thore (am Ende der Neuen-Thorstraße), den sogenannten Ehebrecherthurm, theils wegen seiner Schadhastigkeit, theils um auch hier die Straße breiter zu machen. Seitdem blieben unserer Stadt nur noch die vier: am Stein-, am neustädtischen Mühlen-, am Rathenower und am Plauer Thore, und das alte Siegel und Wappen von Brandenburg mit seinen neun Thorthürmen will nicht mehr passen.

Für den Verkehr von und über Brandenburg nach Potsdam und Berlin war es vom wichtigsten Einflusse, daß im Jahre 1804 die Chaussée dahin angelegt wurde. Im folgenden Jahre fing man auch bereits die nach Genthin und Magdeburg — die ehemalige Straße dahin über Ziesar ging ein — an zu bauen, und bereits war sie zur Hälfte, bis zum erstgenannten Orte, fertig, als der Krieg zwischen Osterreich und Napoleon eine bewaffnete Neutralität und Verwendung der Gelder auf andere Zwecke gebot. Damals erfolgten hier starke Truppendurchmärsche; auch das hiesige Regiment mußte aufbrechen. Weil indessen der Friede erhalten wurde, kehrte es in Kurzem wieder zurück. In demselben Jahre war es, wo die Ritterschule ihr erstes hundertjähriges Jubiläum feierte und bei der Gelegenheit das Prädicat einer »Ritterakademie« erhielt. In der Stadt wurde damals mit

königlicher Genehmigung und nach einem bestimmten Reglement ein Leihhaus errichtet.

1806 bauete man auf Kosten des Staates das Militairlazareth auf der Stelle des ehemaligen Abthofes neu: der König bewilligte dazu 10,400 Thaler, nicht ahnend, daß es bald sollte mit fremden Truppen angefüllt, von ihnen besetzt werden. Es brach nämlich gegen Ende des Jahres der unglückselige Krieg mit Napoleon aus: er rief auch das Regiment von Puttkammer von hier ab: es sollte nie wiederkehren. Manche darunter ahneten schon bei ihrem Abmarsche nichts Gutes; die Meisten waren voll stolzer, voll leider! nur zu großer Zuversicht. Auch unter den Bürgern war Mancher, der bedenklich den Kopf schützelte; sah er aber die schönen Regimente aus Ost- und Westpreußen hier durchziehen, da ward er wieder irre auf Augenblicke, ob wohl je so ausgezeichnete Truppen geschlagen werden könnten? Nur als man die unglückliche Wahl des alten, aus der Routine gekommenen, mit der neuen Taktik der Franzosen unbekanntem, dem militairischen Genie eines Napoleon nicht gewachsenen Feldherrn erfuhr, da gab man alle Hoffnung preis und sah mit Bangigkeit dem entscheidenden Augenblicke entgegen. Anfänglich Siegesnachrichten; selbst Verbreitung falscher Bülletins! Mitunter dumpfe Gerüchte von starken Verlusten, von unglücklichen Ereignissen. Allein wenige Tage nach dem 14. October, dem unheilvollen Tage der Schlacht bei Jena und Auerstädt, ward es nur zu laut, das Preussische Heer sei geschlagen, Alles verloren, die Franzosen in offenem Anmarsche gegen die Elbe und gegen das Herz der Monarchie. Zur sichersten Beglaubigung dessen trafen von Zeit zu Zeit ansehnliche Trupps Flüchtlinge ein: verzagt, von Schaam erfüllt und um nicht größeres Schrecken zu verbreiten, mieden sie die Stadt und setzten mittelst einer eilig geschlagenen Brücke über den Graben vor dem Rathenower Thore und zogen still über den Grillendamm nach Spandau zu. Die Brücke bei Plaue ward abgebrannt (23. October), ganz nutzlos; denn da kam der Feind nicht her. Nachdem so Brandenburgs Einwohner mehrere Tage in bangem Entsetzen geschwebt, die Gerüchte von der Ankunft der Franzosen unaufhörlich sich verbreitet, zerstreuet und wieder erneuert hatten, erschienen den

24. October Abends — es war ein Donnerstag — beim St. Annen- und beim Steinthore 30 Franzosen zu Pferde: reitende Jäger waren es, abgeschickt um die Gegend zu recognosciren. Ein Officier mit 18 Mann kam in die Stadt sich zu erkundigen, ob Preussische Besatzung hier läge. Als man ihm dieses verneint hatte, durchstreiften sie, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, die Straßen und meldeten dann auf den folgenden Tag die Ankunft des Bernadottischen Corps an und befahlen die nöthigen Requisitionen zu veranstalten, damit es an nichts mangelte. Darauf erhielten sie einige Erfrischungen und ein Geschenk, und so zogen sie wieder ab. Nun hatte man in der Stadt nichts Eiligeres zu schaffen, als sich auf die Bewirthung so vieler fremden Gäste vorzubereiten, die man am ehesten glaubte dadurch zu begütigen, wenn man ihnen nach Möglichkeit Viel und Gutes vorsetzte. Da war kein Haus, keine Familie, wo man nicht die ganze Nacht gewirthschaftet, gebacken, gekocht, gebraten und — verborgen und vergraben hätte, was die Feinde rauben konnten. Von den Behörden wurden Eilboten auf die umliegenden Dörfer gesandt mit Befehlen, dies oder jenes zu liefern und hereinzubringen. Alle diejenigen, welche des Französischen kundig waren — und deren gab es zum Glück hier mehrere — wurden auf den folgenden Tag für das Rathhaus in Beschlag genommen. So in Allem vorbereitet, erwartet man mit klopfendem Herzen die Gefürchteten. Sie trafen richtig den 25. October, an Zahl 25,000 (*), hier ein, an ihrer Spitze der damalige französische Marschall, Bernadotte, Prinz von Ponte Corvo (jetzt König von Schweden). Sie kamen von Dessau — dort waren sie über die Elbe gesetzt — und von Zerbst her, also zum Steinthore herein. Der größte Theil (16000) blieb in der Stadt, 9000 in der Nähe derselben, vor den Thoren, in einzelnen Bivouaks, die jedoch auch auf Kosten der Stadt zehrten. Bei dieser übergroßen Masse aber waren viele Häuser zu klein: eine bedeutende Menge campirte auf den Straßen. Es war ein Gewirre

*) Napoleon liebte es, seine Truppen in großen Heersäulen marschiren zu lassen, theils um den Besiegten zu imponiren, theils um schnell große Massen vereinigen und mit ihnen nachdrucksvoll wirken zu können.

ohne Gleichen. Es folgte eine angst- und schreckensvolle Nacht. Immer erwartete man den Befehl zur allgemeinen Plünderung. Darum gab man auch gern Alles her, um nur das Äußerste zu verhüten, und für diese einzige Nacht reichten allenfalls die Vorräthe hin. Da ertönte plötzlich und wiederholt die Sturmglocke: zwei Mal brach Feuer aus. Viele glaubten darin das Zeichen der Plünderung zu vernehmen. Doch dem war nicht so. Vielmehr hielt der Prinz die trefflichste Mannszucht: er war der einzige Trost, die einzige Hülfe in der kummervollen Nacht. Als ihm gemeldet wurde, es werde in den Vorstädten geplündert, sandte er sogleich Leute ab mit dem gemessensten Befehle, dem Unwesen Einhalt zu thun, und jeder Unfug ward an dem Thäter bestraft. Als die Sturmglocke läutete, warf er sich auf sein Pferd und erschien persönlich an der Stelle, wo es brannte, und beorderte und ermunterte die eigenen Soldaten zum Löschen. Und als am andern Morgen einer seiner Adjutanten, im Namen des Marschalls, vom Magistrate eine Summe von 10,000 Thlr. verlangte als ein Gnadengeschenk für die Nichtplünderung der Stadt, und man dem Prinzen selbst einen Wechsel auf ein Berliner Haus von 8000 Thlrn. präsentirte mit der Entschuldigung, nicht mehr für diesen Augenblick aufbringen zu können, da entbrannte er von Zorn, schickte den Adjutanten sogleich fort und zurück von der Armee, zerriß den Wechsel und übersandte ihn so dem Magistrate (*). Dieses ausgezeichnete acht fürsliche Benehmen machte ihn den Bewohnern Brandenburgs selbst als Feind ehrenwerth und trug sehr viel dazu bei, ihre Furcht zu mindern und ihnen Achtung vor den Franzosen einzulösen. Aber auch unter den Officieren waren viele Treffliche, die gern halfen, wo es nöthig war, wenn man sich mit ihnen verständigen konnte. Mit dem anbrechenden Tage zog die Schaar weiter. Man athmete wieder frei; man erzählte sich die ausgestandenen Leiden und Schicksale, die untergelaufenen Abenteuer; man hatte die Feinde von Angesicht zu Angesicht gesehen und Menschen, oft sehr hu-

*) Man vgl. den Brandenb. Anz. 1810. St. 83 f., wo der verstorbene Prediger Bock bei der hiesigen französischen Gemeinde seine interessante Unterredung mit dem Prinzen schildert.

mane, gebildete Menschen darunter erkannt. Allein mit dieser einmaligen Einquartirung war es nicht abgethan. Kurz darauf kam das eben so starke Ney'sche Corps; es rückten noch andere nach, und als Magdeburg schändlicher Weise so schnell überging, und nun die Heerstraße von da nach Berlin frei wurde, da hat Brandenburg, wenn es auch vom eigentlichen Schauplatze blutiger Kämpfe fern blieb, doch den Druck des Krieges in seiner ganzen Schwere getragen. Es hat Krieger gesehen von den Ufern der Rhone und Seine, von den Gestaden des Nord- und des Mittelmeeres, die alle heraufzogen — und das war eben das Traurigste, das Niederschlagendste — das Vaterland zu bekämpfen und niederzukämpfen. Dann sahe es wieder Preußen mit und ohne Wunden, Schweden, Engländer, Russen als Gefangene den entgegengesetzten Weg fortschleppen. Sechs und zwanzig Monate ist Brandenburg von Franzosen besetzt und heimgesucht gewesen. Was es da gelitten, ist unglaublich: kaum hält man's für möglich, daß es solches hat aushalten können. Folgende den zuverlässigsten Quellen entnommene Angaben mögen das bekräftigen. Die Summe aller Einquartirungen bei den verschiedenen Hin- und Herzügen der Französischen und der mit ihnen verbündeten Truppen (der Darmstädtischen, Nassauischen, Hohenzollernschen) vom 25. October 1806 bis zum 8. December 1808 wird auf 420- bis 430,000 Gemeine angegeben. Rechnet man hierzu noch die Officiere und alle diejenigen, welche ihrem Range nach als Officiere behandelt werden mußten, die noch etwa den dritten Theil jener Summe ausmachen, so steigt die Zahl noch wenigstens um 32,300, so daß man im Ganzen in runder Summe 460,000 annehmen kann. Außerdem mußte die Stadt noch einen Commandanten (dem zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, da weder Preussische noch zuweilen selbst Französische Soldaten hier waren, eine Nationalgarde aus 300 jüngern Bürgern, die sich selbst equipiren und die Wache beziehen mußten, beigegeben war), einen Ober- und mehrere Unter-Kriegscommissairs, ein Französisches Bureau, ein Stroh- und Heumagazin unterhalten. Diese und einige andere Posten wollen wir aufzählen, um unsern Lesern einen Begriff von den furchtbaren Lasten zu geben, welche Brandenburg damals getragen hat.

	Lthr.	gGr.
Die Unterhaltung des Commandanten hat gekostet	12,637	7
» » » Kriegskommissairs .. » »	9,086	18
» » der übrigen Commissairs » »	6,340	—
» » des Lazareth's » »	24,800	8
Außerdem haben empfangen:		
an Douceurs Französische Generale	2,890	—
die Commandanten	8,719	12
Die Kosten des Stroh- und Heumagazins betragen	8,335	10
Die Unterhaltung des Französischen Bureaus	2,580	16
Requirirt wurde:		
an Tuch für	10,606	1
an Stiefeln und Schuhe für	570	20
an Materialwaaren beim ersten Einmarsch	6,342	6
Macht	92,909	2

Was hat nun nicht noch der Einzelne aufwenden müssen zur Beköstigung und Zufriedenstellung seiner Einquartirungen? Gar Mancher ist darüber verarmt. O hätte man die Anstifter des Krieges zuweilen in die Hütten der Dürftigen führen können! Hätten sie doch gesehen das namenlose Elend, welches sie über unsere Fluren gebracht! Indessen ist doch kein Bürger von den Feinden weggeführt, gemißhandelt, ums Leben gebracht worden. Die Stadt ist vor Plünderung, Feuer, Zerstörung bewahrt geblieben; alle bürgerliche Geschäfte und Nahrung hatten ihren Fortgang; fort dauerten alle gewohnten Verhältnisse. Selbst der Gottesdienst ward nicht gestört. Nur in der Johanniskirche mußte er aufhören: sie wurde in der Erst zur Einsperrung von Kriegsgefangenen, später als Magazin benutzt und ist noch jetzt nicht wieder hergestellt. Die neustädtische Reformirtengemeinde nahm die altstädtische, welche dort ihre wöchentlichen Andachtsübungen hielt, mit brüderlichem Sinne bei sich auf.

Aber mit jenen unmittelbaren Kriegslasten war darum nicht Alles abgethan: auch das städtische Wesen, auch der Staat verlangte das Gewöhnliche. Ja der unglückliche Friede zu Tilsit (geschlossen den 9. Juli 1807), der obendrein unserem Vaterlande so theuere Provinzen raubte, legte demselben eine fast unerschwingliche Contribution (von welcher auf unsere Stadt die

ungeheure Summe von 68,669 Thlr. 22 Gr. fiel) und, bis diese bezahlt sein würde, die Verpflichtung auf, in mehreren Festungen Französische Truppen aufzunehmen und auf allgemeine Kosten zu unterhalten. Auch hierzu mußte Brandenburg steuern: bis zum April 1810 betrug das schon 981 Thlr. 19 Gr. 8 Pf. (*). Solchen ungeheuren Anforderungen war der städtische Haushalt nicht gewachsen: es mußte geborgt werden. Eine freiwillige Anleihe ward eröffnet und Stadtbligationen ausgegeben zum Betrag von 13,770 Thlr. Noch nicht genug! Auch die Provinz, die Kurmark hatte einige Millionen Schulden contrahiren müssen: zu Abtragung der Zinsen trug natürlich Brandenburg ebenfalls das Seinige bei. Es wäre ein verzweiflungsvoller Zustand gewesen, hätten die Bewohner nicht in frühern guten Jahren vielfach gespart und zurückgelegt; hätte nicht Verkehr und Handel und Gewerbe fort und fort geblühet und Geld in Menge in Umlauf gebracht. An Verdienst also fehlte es nicht. Die Hauptsache aber war: der König selbst und die Rätthe, die sein gesunder Blick erkor, verloren sich nicht und das Vertrauen auf ihre Kraft. Mit ungewöhnlicher Thätigkeit suchten sie dem fast zertrümmerten Staate wieder aufzuhelfen. Nur die fremden Gäste, die sich hier gar wohl gefielen, erst wieder aus dem Lande! Zum Glück brach 1808 der Krieg mit Spanien los; dahin rief Napoleon die Mehrzahl seiner Soldaten. In und um Brandenburg lag bis zu Ende dieses Jahres ein Französisches Husarenregiment. Es mußte in Allem gut gehalten und gepflegt werden und hatte die Borräthe, insbesondere an Hafer, so aufgezehrt, daß der Landmann kaum sein Feld besäen konnte, und der Scheffel solcher Getreideart mit 3 Thlr. 8 gGr. bezahlt wurde. Nach dem Abzuge dieser Truppen rückten am 12. December wieder die ersten Preußen ein: es waren 60 Mann vom Husarenregimente von Schill. Mit lautem Jubel begrüßte man die geliebten, so lange nicht gesehenen Landsleute: am Abend war ein großer Theil der Stadt erleuchtet. Der Patriotismus der Brandenburger war unter dem furchtbaren Drucke des Krieges nicht erloschen.

*) Ich habe hier besonders die Nachricht im Knopfe des Katharinenthürms benützt. Gedruckt ist sie im Brandenb. Anz. 1810. St. 38.

Raum waren die Franzosen bis auf die, welche in den Festungen blieben, abgezogen; kaum war der König wieder Herr im Lande, so giengs ans Berathen, wie dem unglücklichen Reiche zu helfen, damit es nicht nur nicht erläge sondern gekräftiget, gestärkt, gehoben werde, um vor der Welt wieder achtbar dazustehen und um, im eintretenden günstigen Falle, sich aufrichten zu können, die Makel abzuwaschen. Kein Opfer schien zu groß, keine Mühe zu anstrengend, kein Ziel zu hoch. In allen Zweigen der Staatseinrichtung und Verwaltung wurden Verbesserungen vorgenommen: die alten Formen stürzten ein; es begann für Preußen im Innern eine neue Aera. Die Stadt Brandenburg nahm natürlich an dem Umschwunge Theil: einerseits verlor sie Manches, andererseits gewann sie wieder. Sie verlor; denn bei der neuen militairischen Verfassung, durch welche jeder junge Mann verpflichtet wurde, zu dienen, mußte die frühere Enrollementsfreiheit, die unsere Stadt genossen, aufhören; ja das von Puttkammersche Regiment, was doch früher mindestens 80,000 Thaler in Umlauf gebracht hatte, ging ein, und eine neue Garnison kam nicht her; die Accis- und Zolldirection, kaum 22 Jahre hier selbst, die durch ihr aus etwa 30 Personen bestehendes Personal der Stadt keinen unbedeutenden Zuwachs an Nahrung, Verdienst und Verkehr gebracht hatte, ward im Spätherbste 1809 mit der königl. Kurmärkischen Kammer (jetzigen Regierung) zu Potsdam vereinigt. Das waren harte Schläge! Dennoch dachte gerade in diesen Zeiten der wohlthätige Sinn der Brandenburger darauf, in unsern Mauern ein Krankenhaus zu stiften, und 1808 kam es wirklich durch milde Gaben zu Stande.

Dagegen war eine höchst durchgreifende und wohlthätige Einrichtung ein Mal die Einführung der Gewerbefreiheit, wodurch der leidige Guldenzwang und Kastengeist zerstört wurde, und sodann die der neuen Städteordnung: die letztere ward publicirt den 19. November 1808. Durch sie wurde das Gemeinwesen, die Justiz und die Polizei geschieden, für jeden dieser Theile ein besonderes Collegium eingesetzt. Die Bürgergemeinde ward die das städtische Eigenthum besitzende und seinen Vorstand wählende, der Magistrat die das Eigenthum verwaltende Behörde. Es wurden die Einwohner beider Städte gezählt: es fanden sich 10,077 See-

len. Hiernach wurde Brandenburg in 9 Bezirke eingetheilt, wovon 6 auf die Neustadt, 3 auf die Altstadt kamen. Den 3. April versammelten sich die Bürger aus diesen verschiedenen Bezirken und wählten aus ihrer Mitte die 60 Stadtverordneten. Darauf geschah die Wahl des neuen Magistrats, der aus 5 besoldeten (Oberbürgermeister, Bürgermeister, Syndicus, Bau-rath, Kämmerer) und 12 unbesoldeten bestand. Den 12. October wurden sie durch einen königlichen Commissarius eingeführt und vereidigt. Für das Gerichtswesen, dessen Verwaltung von der Stadt auf den Staat überging, wurde ein eigenes Land- und Stadtgericht bestellt aus einem Director, 4 Rätthen und mehr als 20 Unterbeamten, und ihm etwa 23,000 Seelen untergeben. Zum Versammlungsorte diente anfangs das Rathhaus in der Neustadt, bis das altstädtische, das jetzt wieder leer stand, dazu eingerichtet worden war. Der Schöppenstuhl ward dadurch so gut wie aufgehoben, doch darum nicht seine Aufhebung durch ein besonderes Edict erklärt; daher selbst noch bis nach 1811 aus dem Auslande, namentlich aus Anhalt, Bitten um Entscheidung in gerichtlichen Streitsachen eingegangen sind (*). Für die Stadt wurde ein besonderer Polizeidirector ernannt, auch unter dem 11. Januar 1810 eine neue Polizeiordnung entworfen und durch den Druck bekannt gemacht. Das Jahr vorher, mit dem 1. December, war ein Wochenblatt unter dem Namen »Brandenburgischer Anzeiger« gegründet worden, das noch bis jetzt besteht und hauptsächlich in den früheren Jahrgängen manches Interessante für die Geschichte unserer Stadt enthält.

Im October des Jahres 1810 erschien das königliche Edict, durch welches über die noch bestehenden evangelischen Domstifter, als ihrem ursprünglichen Zwecke ganz entfremdet und dem gegenwärtigen Zeitgeiste nicht mehr angemessen, das Vernichtungswort ausgesprochen wurde. Brandenburg sollte also auch dieses uralten Institutes verlustig gehen, und bereits wurde im Jahre darauf der Dombezirk mit der Stadt vereinigt und die Polizei daselbst dem städtischen Polizeidirectorio unterworfen.

Aus der ersten Hälfte des Jahres 1812 haben wir eine na-

*) Vgl. Brandenb. Anz. 1811. St. 98.

turhistorische Merkwürdigkeit zu berichten. Es wurden damals mehrere zur Johannisikirche gehörigen Gebäude, deren Reparatur theils vergeblich erschien theils aus den Mitteln der Casse nicht bestritten werden konnte, abgerissen. Bei der Gelegenheit stieß man auf ein über der Erde befindliches, bis dahin unbekanntes Gewölbe, worin bei der Eröffnung ein einfacher, aber gut erhaltener Sarg gefunden wurde. In demselben lag der Leichnam einer alten Dame, unverwest, zu einer Art Mumie vertrocknet. Es ergab sich, daß es die Frau des ersten Predigers der Reformirtengemeinde gewesen sei, ihr Name Dorothee von Steuben geb. Gräfin von Effern (¹).

In demselben Jahre wurde die ganze Stadt Brandenburg durch ein königliches Edict vom 30. Juli zum Westhavelländischen Kreise geschlagen, zu dem es noch jetzt gehört.

Mittler Weile war die Kriegerflamme wieder von Frankreich her aufgelodert: es galt das entfernte Rußland zu demüthigen. Der stolze, hartnäckig bis zur Ausschweifung, zu einer Art von Wahnsinn seine Plane verfolgende Napoleon wollte auch den mächtigen Gegner im Norden lehren seine Befehle anzuerkennen. Preußen als das Zwischenland mußte seine Truppen auf dem Marsche natürlich beköstigen. Dies Loos hatte auch Brandenburg als an einer Hauptstraße gelegen. Es kamen zwar die Franzosen jetzt nicht als Feinde; es wurde den Brandenburgern Vieles, z. B. Getreide, Bier, Geld, von Seiten des Staates geliefert. Dennoch war die Last der Einquartirung drückend, besonders im März und April, und währte bis ans Ende des Jahres. Noch im Monat October gingen 6728 Mann durch (²). Eine Siegesnachricht über die andere verherrlichte den Feldzug; ein Bulletin verkündete immer größere Thaten als das andere. Nach Moskau selbst trug der Sieger die siegreichen Waffen; im Kreml gedachte er dem gedemüthigten Rußlande den Frieden zu dictiren. Der Hochmüthige war auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Alles staunte ihn und seine Thaten an. Wer hätte da denken sollen, daß der Wechsel der Dinge so nahe war; daß

¹) S. Brandenb. Anz. 1812. St. 37. u. 58.

²) S. Brandenb. Anz. 1812. St. 89.

Preußen, das fast zu Boden gedrückte Preußen, kräftig wieder auferstehen würde? Allein » vom Höchsten bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt« (*). Nur mit genauer Noth entkam Napoleon selbst der eisigen Kälte und dem Schwerte der Feinde; sein schönes, zahlreiches, kampflustiges, sieggewohntes Heer erlag ihnen zumeist. Schon zu Ende des Jahres kamen dumpfe Gerüchte von starken Verlusten, bald die Nachricht, Alles sei verloren, die ganze Armee vernichtet. Man hörte es mit Staunen, mit Grauen, mit stiller Hoffnung und Freude. Mit Anfang des verhängnißvollen 1813ten Jahres gaben die unglücklichen Trümmer der Großen Armee ein sprechendes Zeugniß von all dem Elend, was sie erlebt hatte, schlossen denen den Mund, welche Partei für die Franzosen genommen und nie an ihrer Unüberwindlichkeit gezweifelt hatten, weckten noch mehr die Sehnsucht und den Muth, das unerträgliche Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen. Mit Jubel wurden die ersten Kosacken begrüßt, und als » der König rief«, da schaarte sich auch die Brandenburger Jugend den Regimentern zu; der Landwehr schlossen sich 250 Infanteristen und 80 Cavalleristen an; die übrigen Einwohner bis zum 60sten Jahre bildeten den Landsturm, bewaffneten sich nach Möglichkeit mit Piken u. a. Gewehren, übten sich alle Sonntage nach dem Gottesdienste. Alles ward Soldat. Vorwärts nach Sachsen marschirten die verbündeten Heere. Eines Jeden Herz schlug erwartungsvoll. Da rückte Napoleon mit neuer Macht heran und zwang die Preußen und Russen durch die Schlachten bei Groß-Görschen und bei Bauzen zum Rückzuge und zum Waffenstillstande. Neue Angst, neue Bekümmerniß. Die feindlichen Heere standen wieder an der Elbe oder schon diesseit. Der Schauplatz des Krieges schien jetzt die Mark werden zu sollen. Unsere Stadt beherbergte während des Waffenstillstandes 2 Russische Regimenter: gegen Ende desselben kam der Kronprinz von Schweden, derselbe Bernadotte, welcher 8 Jahre vorher das erste feindliche Corps in unsere Stadt geführt hatte, hierher, jetzt als Gegner des Mannes, dem er damals gedient, und hielt Revüe über jene Truppen.

*) Worte, die bekanntlich Napoleon aussprach bei seiner Rückkehr aus Rußland.

Er bewies sich bei der Gelegenheit gegen die Behörden, die ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen bestrebt waren, äußerst gnädig und belebte, indem er sich sehr vertrauensvoll über den glücklichen Ausgang des Kampfes äußerte, die Hoffnung der zagenden Gemüther. Jetzt war die Waffenruhe abgelauten. Der Marschall Ney drängte mit einem bedeutenden Armee-corps auf Berlin zu, und ihn zu unterstützen brach von Magdeburg her über Ziesar der General Girard mit 17000 Mann. Der Kronprinz von Schweden hatte zur Deckung der Residenz alle Truppen an sich gezogen, auch die beiden Russischen Regimenter aus unserer Stadt. Brandenburg war ganz wehrlos und dem Feinde, der nur 2 Meilen von hier stand, preisgegeben. Der Landsturm trat in Thätigkeit. Man warf Verschanzungen auf, theils vor dem Steinhore, theils auf dem Marienberge. Eines Tages ging die Nachricht ein, der Feind sei wirklich im Anzuge. Da rief die Trommel: Alle bewaffneten sich, ängstlich der Dinge harrend, welche da kommen sollten. Jeden Augenblick war man gewärtig, ausmarschiren und die Seinigen verlassen zu müssen und sie vielleicht nicht wieder zu sehen. In- dessen hatte man, um sich von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen, Leute ausgesandt, zu recognosciren. Diese kehrten bald nachher zurück und meldeten die frohe Botschaft, es sei nicht an dem; es wären keine Feinde zu sehen. Mittler Weile war der Sieg bei Groß-Beeren und darauf der bei Hagelsberg erfochten worden; jene 17000 Franzosen wurden nach Magdeburg zurückgetrieben; alle Herzen schlugen wieder frei. Jubelnd sahe man am folgenden Tage nach der letzten Schlacht Französische Kriegsgefangene einbringen. Aber in Folge jener nahen Kämpfe gab es viele Kranke und Verwundete: ein Theil derselben wurde hieher geschafft, und 2 Militairlazarethe errichtet. Da gab es für die Mildthätigkeit ein reiches Feld. Alle jene Unglücklichen wurden aufgenommen und, weiß Glaubens und Volkes sie auch waren, mit Sorgfalt gepflegt und mit allem Nothwendigen versehen. Zu diesem Ende trat auch ein Verein von Frauen zusammen, die sich dieses Geschäftes besonders annahmen, es leiteten und beaufsichtigten. Diejenigen Soldaten, welche der Tod wegraffte, fanden eine Ruhestätte vor dem Cracower Thore auf einem besondern mit Bäumen umpflanzten Platze. Jeder, der nicht mit hatte zu

Felde ziehen können, glaubte durch solche Thätigkeit dem Vaterlande seine Schuld abtragen zu müssen. Zwar brach der Typhus aus, drang auch in die Häuser der Bürger und brachte so Manchem den Tod oder warf ihn wenigstens auf ein langes Krankenzlager. Aber die Gesunden und Lebenden waren desto eifriger in ihrer Pflicht, besonders da eine Siegesnachricht über die andere einging, bis es endlich hieß, die Schlacht bei Leipzig habe Napoleon und die Franzosen aus Deutschland verjagt. Da kehrte Ruhe wieder in alle Herzen. Aber nun trat auch ein Zustand der Erschöpfung ein im Handel und Wandel, in jeglichem Gewerbe und Verdienste, daß es nur der höchsten Sparsamkeit bedurfte, um ehrlich durchzukommen, bis der Pariser Friede (30. Mai 1814) wieder neues Vertrauen erweckte. Nun ward auch Magdeburg wieder frei und kam unter Preussische Hoheit zurück. Der Verkehr dahin und nach Hamburg wurde offen. Alles kehrte zu neuem Leben in Deutscher Freiheit zurück. Diesen glücklichen Zustand unterbrach nur auf kurze Zeit die Rückkunft Napoleons aus Elba; der Sieg bei La-belle-Alliance (18. Juni 1815) befreite Europa bald wieder und auf immer von dem Störer seiner Ruhe. Feierlichst ward das Friedensfest begangen (18. Januar 1816) und die Todtenfeier zum Andenken an die Geliebten (4. Juli), bei welcher Gelegenheit auch in den hiesigen Hauptkirchen Erinnerungstafeln aufgehängt wurden. Dort kann noch die späte Nachwelt die Namen derer lesen, welche aus unserer Stadt in jener denkwürdigen Zeit für König und Vaterland ihr Leben geopfert.

Mit dem Frieden kam auch neues Leben, neue Thätigkeit, neue Ordnung in alle Zweige des Preussischen Staates: fast alle wurden, wenn nicht einer gänzlichen, doch theilweisen Umformung und Verbesserung unterworfen. So namentlich die Gelehrtschulen oder Gymnasien. Der Staat hatte durch Abtretung der Hälfte des Königreichs Sachsen — durch welche auch Brandenburg der Grenze dieses Reichs, dem es so viele Jahrhunderte nahe gewesen, entrückt worden ist — unter Andern das Kloster zu Neu-Zelle mit seinen reichen Einkünften bekommen. Das ward 1816 säcularisirt und seine Revenüen bestimmt zur Verbesserung der Gelehrtschulen (insbesondere zur Erhöhung der Gehalte für die Lehrer) im diesseitigen Theile der Monarchie.

Auf das Brandenburger Gymnasium fielen 1625 Thlr. Hiervon wurden nicht bloß die Besoldungen der schon bestehenden Lehrerstellen vergrößert, sondern auch 2 neue Stellen, das Conrectorat — das frühere Conrectorat wurde zum Prorectorat erhoben — und die dritte Collaboratur gegründet, die Fonds der Bibliothek vermehrt. Für diese Verleihung forderte der Staat aber Antheil an der Beaufsichtigung der Anstalt: das Innere desselben ward vom Schulcollegio der Provinz abhängig gemacht, und dem bisherigen Patrone (dem Magistrate) ein Compatriotenscommissarius beigegeben, der die Rechte des Staates wahrzunehmen hat. Seitdem ist in diesen Theil des öffentlichen Schulwesens ein neues, frischeres, vorher nicht gekanntes Leben gekommen.

Im Jahre 1817 drohte unserer Neustadt ein großes Unglück in Folge eines ungewöhnlichen Naturereignisses. Es war am 7. Februar, des Morgens um 8 $\frac{1}{4}$ Uhr, als ein graufendes Gewitter über unsere Stadt zog und in einer Zeit von 5 bis 6 Minuten 2 Mal mit großem Krachen in den Katharinenthurm einschlug und oben an der Kuppel zündete. Hier that Hülfe noth: der schöne Thurm, die herrliche Kirche, die halbe Stadt war in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Da wagten es einige beherzte Männer bis zur äußersten Spitze mittelst Leitern hinaufzuklettern, mit nassen Tüchern und Säcken das Feuer zu löschen, und — die Stadt war gerettet. Dies gab Veranlassung, daß das Jahr darauf Kirche und Thurm, meist durch freiwillige Beiträge, mit Blitzableitern versehen wurden.

Solenn und mit der regsten Theilnahme ward in jenem 1817ten Jahre in unserer Stadt das Jubelfest der Reformation gefeiert und durch die Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen zu einer einzigen, evangelischen Kirche auf eine höchst würdige Weise bezeichnet. Also ward, was drei Jahrhunderte lang so unnatürlich getrennt gewesen war, friedlich miteinander verschmolzen, wir wollen hoffen: auf alle Zeiten. Möge nie zelotischer Eifer oder niedriger Eigennutz beide so nahe verwandte Parteien unter uns wieder scheiden!

1818 geschah die wohlthätige Einführung des neuen Zoll- und Steuerwesens, wodurch aller Zwang im Innern des Staa-

tes beim Verkehr und Handel aufgehoben und hierselbst für Einnahme der indirecten Steuern ein Haupt-Steueramt eingerichtet wurde. Selbiges trat mit dem Jahre 1819 ins Leben. Sein Bezirk umfaßt außer Brandenburg die Städte Belzig, Belitz, Treuenbriezen, Luckenwalde, Baruth, Jüterbog, Dahme, Werder, Friesack, Rathenow nebst den dazu gehörigen Landbezirken, in welche noch die Städte Niemegeß, Brück, Plaue und Prikerbe, desgleichen der Dom begriffen sind. Außerdem gehören dazu die Salzfactorien in Brandenburg, Rathenow, Belzig und Zinna, die Chausséehebestellen östlich und westlich bei Brandenburg, bei Groß-Kreuz, Buchholz, Treuenbriezen, Jüterbog u. s. w. Der Gesamtbezirk enthält eine Bevölkerung von 134,200 Seelen. Für diesen Geschäftskreis verwaltet das hiesige Hauptamt die Erhebung und Controlirung sämtlicher indirecter Steuern, als der Ein- und Aus- und Durchgangs-Abgaben, der Brauntwein-, Braumalz-, Wein-, Taback-, Mahl- und Schlachtsteuer, der Stempelabgaben, des Salzmonopols, der Chausséeegelder und der Schiffsfahrtsabgaben. Es sind dazu angestellt ein Director, drei Hauptbeamte und zwanzig Unterbeamte. Wie einträglich diese Einrichtung für den Staat sei, erhellt schon daraus, daß allein die hiesige Salzfactorie jährlich etwa 1350—1400 Tonnen Salz debütirt.

Inzwischen war auch der Chausséebau zwischen hier und Magdeburg wieder aufgenommen und in kurzem vollendet worden. Neuer Gewinn für unsere Stadt. Nun konnten auch nach Magdeburg tägliche Personenvagen gehen; nun wurden vom 1. April 1819 an, in Folge des Aufschwunges, welchen das Postwesen im Preussischen Staate nahm, tägliche Eilwagen oder Schnellposten von Berlin nach Magdeburg angelegt. Seitdem hat sich der öffentliche Verkehr so gehoben, daß im Jahre 1836 das hiesige Postamt wöchentlich expedirte: 18 Fahrposten, 28 Schnellposten und 8 Botenposten, ungerechnet die außergewöhnlichen. Von Brandenburg aus reisten allein mit den Schnellposten 2259 Personen ab; der Durchreisenden waren aber bedeutend mehr. An Briefen kamen im genannten Jahre überhaupt 100,332 an.

Nachdem bereits 1817 zwei Schwadronen und der Stab des 6ten Kürassierregimentes hierher verlegt worden waren — der Stadt zu nicht geringem Gewinne — traf im October 1820 auch

ein Bataillon des 20sten Infanterieregimentes ein und blieb gleichfalls als Garnison hier stehen. Überdem hat Brandenburg fast alljährlich den Vortheil, daß die ganze Division zusammengezogen wird und 4 Wochen hieselbst verweilet.

In dem nämlichen 1820sten Jahre, seit dem 1. Januar, ward das hiesige Landarmenhaus, dessen Verwaltung jetzt der Staat übernahm, wegen Überfüllung Spandau's mit Strafgefangenen in eine Strafanstalt für geringere Verbrecher verwandelt, was es noch ist.

Unter den städtischen Angelegenheiten war keine, die mehr die Aufmerksamkeit und Sorge der Behörden in Anspruch nahm, als die Regulirung des öffentlichen Haushaltes. Natürlich hatte der Befreiungskrieg neue, ungewöhnliche Anstrengungen und Opfer nöthig gemacht. Die Schuldenmasse der Stadt war bis auf 200,000 Thlr. angewachsen. Schon vor dem verhängnißvollen Jahre 1806 war die Kämmererei mit nachstehenden Schulden behaftet:

	Thlr. Sar. Pf.
1) wegen eines Darlehns vom Jahre 1745	7,793 10 —
2) » Verpflegung der Landmiliz im Jahre 1757 — 59	8,075 20 11
3) » Ankaufs der Plauenhoff'schen Güter 1773 — 75	31,500 — —
4) » extraordinärer Ausgaben in denselben Jahren .	3,000 — —
in Summa mit	50,369 — 11

Der Französische Krieg hatte so enorme Ausgaben hervorgebracht, daß die Kriegsschulden im Jahre 1813 angewachsen waren bis zur Höhe von

145,223 — —
mithin in Allem 195,592 — 11

Der Krieg von 1813 — 15 und namentlich die Ausrüstung der Landwehr hatte wieder neue Opfer nöthig gemacht: es waren vorläufig gezwungene Darlehen dazu aufgebracht worden, worüber in den Jahren 1819 — 21 zinsbare Obligationen ausgestellt waren im Betrage von 13,770 — — so daß am Ende des Jahres 1821 die gesammte zinsbare Schuld, jedoch auf ihrer größten Höhe, sich belief auf 209,362 — 11

Wie nur allein die Interessen — damals gab es 5 Procent — aufbringen? Ja! wie das Capital nach und nach abbezahlen? Hierzu reichten die gewöhnlichen Einkünfte der Stadt nicht hin. Es wurde daher mit Bewilligung der Regierung ein Aufschlag auf die Consumtionssteuer ($\frac{1}{4}$) gemacht, und dadurch nicht bloß der

furchtbare Ausfall gedeckt sondern auch die Möglichkeit herbeigeführt, die Schuldenlast mit den Jahren zu mindern. 1823 begannen die Rückzahlungen, und 1837 betragen:

- a) die alten Kammereischulden nur noch 18,197 Thlr. 5 Sgr. 11 Pf.,
 b) die Kriegsschulden nur noch 59,450 » — » — »
 in Summa 77,647 Thlr. 5 Sgr. 11 Pf.

Es sind mithin in der Zwischenzeit bezahlt 131,714 Thlr. 25 Sgr. Dies ist indessen nicht Alles, was geschehen. Es hatten nämlich in den Jahren 1811, 1812 und 1813 die Zinsen nicht sämtlich getilgt werden können. Selbige wurden in den Jahren 1821 bis 24 berichtigt mit 9839 Thlr. 18 Sgr. 7 Pf., so daß die ganze Abzahlung 141,554 Thlr. 13 Sgr. 7 Pf. beträgt. Eine ungeheure Summe! Was hätte dafür unsere Stadt zur Verbesserung des Gemeinwesens thun können! Zum Glück für die Bewohner gestalteten sich die Umstände so, daß von denselben nicht Ein Thaler außerordentlich eingefordert zu werden brauchte. Jener Effect wurde theils aus jenem Aufschlage der Mahl- und Schlachtsteuer, theils aus den Überschüssen der Kammereicasse hervorgebracht.

Trotz dieser entseßlichen Ausgaben vergaß man dennoch nicht der Stadt in mancherlei Hinsicht aufzuhelfen. In Betracht z. B., daß für die Bewohner eines Ortes nichts ersprießlicher und erfreulicher sei als der nahe und öftere Umgang mit der schönen Natur, und daß aus dem Grunde Fürsten, Gemeinden sich nicht besser verdient machen können, als wenn sie ihr Land, ihre Stadt mit herrlichen Anlagen und schönen Spaziergängen schmücken, ward im Jahre 1824 nach dem Vorschlage und nach der Anordnung sachkundiger Männer der Anfang gemacht, Brandenburgs nächste Umgebungen durch die Kunst zu verschönern. Der alte Wall vom Plauer bis zum Rathenower Thore bot dazu die beste Gelegenheit. Die Wege wurden geebnet und erweitert, Bäume, Gesträuch, Blumen gepflanzt, Ruhesitze angebracht und das Ganze, um Unfug und Frevel zu verhindern, unter Aufsicht gestellt. So entstand in kurzer Zeit mit wenigen Mitteln ein Spaziergang, der zu den reizendsten und besuchtesten unserer Stadt gehört. Ferner: der Weg nach dem sogenannten Neuen Krüge, eine halbe Meile weit, war bis dahin nichts als eine Sandscholle. Durch freiwillige Geldbeiträge und Fuhren kam erstens eine Lehm-

chauffee zu Stande; sie ward mit Bäumen eingefast; ein schattiger Fußweg führt neben her. Sodann dort, beim Neuen Krüge selbst, gewähren jetzt Laubholzgänge, hier und da mit Blumen verziert, im Sommer Anmuth und Kühlung. Ähnliches ward nahe am Forsthaufe beim Vorwerke Görne angelegt. Und um die Commune oder die Kämmererei nicht mit den Kosten dieser Maaßregeln zu beschweren, führte man 1835 die Hundesteuer ein. Vom Ertrage derselben wurden 1836 und 37 die Anpflanzungen und Spaziergänge auf dem Graben bei der Neustadt ausgeführt, auch ein neues Thor bei der Wollweberstraße durchbrochen.

Eine andere wohlthätige Einrichtung war die Einführung einer Straßenbeleuchtung. Einige Zeit lang hatten schon immer einzelne Hausbesitzer es für nöthig erachtet, des Abends im Winter vor ihren Wohnungen Laternen zu brennen. Das gefiel bald dermaßen, daß 1824 die Commune es übernahm, eine allgemeine Erleuchtung der Stadt anzuordnen. Wenn ihr dadurch eine jährliche Ausgabe von 600 — 1000 Thln. erwachsen ist, so hat doch die Sache so ungetheilten Beifall gefunden, daß sie schwerlich je mals wieder wird aufgehoben werden.

Unter solchen materiellen Bestrebungen vergaß man nicht die Sorge für die Erziehung der Jugend. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Kindern aus der ärmeren Classe war nämlich bis 1824 ohne allen Schulunterricht aufgewachsen. Diesem und andern Übelständen (z. B. daß in den Elementarschulen Knaben und Mädchen ungetrennt waren) abzuhelfen, war man insonderheit im Jahre 1825 bemüht. Damals erfuhr das Armen- und Elementar-Schulwesen hieselbst eine völlige Reform: es wurden passende Locale gemiethet oder erbauet, die Mädchen und Knaben gesondert, neue Lehrer und Lehrerinnen bestellt, eine eigene Schulcommission niedergesetzt. Zugleich wurde noch besonders für die Töchter der wohlhabenden Bürger und aus den gebildeten Ständen gesorgt. Für diese hatte zwar schon seit 1812 eine Schule existirt; allein sie war nur Privatinstitut gewesen und kränkelte. Man verwandelte sie nun in eine städtische. An ihr fungiren gegenwärtig ein Rector, drei Unterlehrer und drei Lehrerinnen.

Seit dem Jahre 1817 war das Gebäude des Elisabethhospitals zwischen beiden Städten dermaßen haufällig geworden,

daß dessen Einsturz zu befürchten war. Mit Genehmigung der Regierung hatte man das Hospital in die Sieberstraße verlegt und das alte Gebäude meistbietend verkauft. Man kam auf den Gedanken, ein Schauspielhaus auf der Stelle zu erbauen, und zwar auf Actien. Der Plan ward 1825 ausgeführt. Allein die Kosten waren bedeutend größer, als der Anschlag. Die Schulden ließen sich später nicht decken, und so wurde das Haus veräußert, und zwar für einen sehr geringen Preis. Natürlich gingen die Actien verloren; aber Brandenburg hat dadurch ein Theater erhalten.

Was das Domcapitel anbetrifft, so bestand selbiges seit dem Edicte über seine Aufhebung (vom Jahre 1810) noch immer in seinem bisherigen Zustande fort, seiner Auflösung nächstens entgegengehend. Endlich nach mancherlei Vorstellungen, Ersuchen, Berathungen erschien 1826 ein königliches Rescript, durch welches zwar die Erhaltung desselben ausgesprochen wurde, aber unter veränderter Verfassung. Hiernach blieb dem Stifte das bisherige Vermögen nach wie vor; es verwaltet solches fernerhin selbstständig, allein unter Controle der Potsdamer Regierung; desgleichen behielt es in dem ihm gehörigen Theil der Burg und in den ihm untergebenen Dörfern die Handhabung der Justiz und der Polizei, weshalb denn auch später der Dom wieder in polizeilicher Hinsicht von der Stadt getrennt wurde (1827). Der Capitularen oder Domherren sollten von nun an mit Einschluß des Dechanten überhaupt 12 sein, die in 3 verschiedene Classen getheilt würden, von denen jede aus 3 weltlichen und einem geistlichen (darunter der jedesmalige Director der Ritterakademie, der deshalb wenigstens Doctor der Theologie sein muß) zusammengesetzt wäre. Die Mitglieder wählen sich nicht mehr selbst, sondern der Landesherr ergänzt sie. Die geistlichen Stellen sind an gewisse Ämter des Landes gebunden. Die Capitularen wählen indessen aus ihrer Mitte den Dechanten. Die Würde des Propstes hörte auf. Nachdem dies festgesetzt war, so konnte man sich wieder der sehr verlassenen und bis auf wenige Schüler herabgesunkenen Ritterakademie annehmen. Sie wurde völlig reorganisiert und diese Reorganisation 1829 in Ausführung gebracht. Patron blieb das Domcapitel, welches in der speciellen Leitung dieser Geschäfte durch ein aus seiner Mitte verordnetes Curato-

rium vertreten wird. Unter Vorbehalt einer auch in gewissen Rücksichten gestatteten größern Selbstständigkeit zu den allgemeinen Staatsbehörden trat die Anstalt mit den Gelehrtenschulen oder Gymnasien in ein gleiches Verhältniß, welches in dem gewöhnlichen Geschäftsgange durch die unmittelbare Beziehung des Directors zum Provinzial-Schulcollegium vermittelt wird. Die bejahrten Lehrer wurden in Ruhestand versetzt, neue berufen, und in kurzem vermehrte sich die Anzahl der Alumnen so bedeutend, daß ein neuer Anbau nöthig ward. Zunächst durch seinen Ursprung, durch ständische Bewilligungen und testamentarische Vermächtnisse für die Erziehung der Mittelmärkischen adligen Jugend bestimmt, hat die Anstalt in dieser Hinsicht bis jetzt über jene Beschränkung keine wesentliche Ausdehnung erhalten; jedoch werden adlige Zöglinge vom Auslande für einen wenig erhöhten Pensionssatz, Hospiten aber (d. h. solche, welche außerhalb der Akademie wohnen und nur am Unterrichte Theil nehmen) neuerdings auch vom bürgerlichen Stande zugelassen, wenn die Väter Märkische Rittergutsbesitzer oder an hiesigem Orte garnisonirende Officiere sind.

Seit dem Jahre 1827 ist auch bei uns die Separation in Wirksamkeit getreten und hat seitdem nicht bloß das Eigenthum von Privatpersonen (Wiesen, Acker) geschieden, sondern auch das Domcapitel und die Stadt in mannigfacher Beziehung zu andern Communen freier und unabhängiger gemacht.

So gewann Brandenburg durch Verbesserungen nach allen Seiten hin: es ward wohlhabend, es ward blühend. Die Mieten der Wohnungen stiegen bis zu einem vorher nie gekannten Maasse; mit jedem Jahre war der Werth der Grundstücke und Häuser gewachsen. Da erfolgte die abermalige Revolution in Frankreich (1830), welche Karl X. stürzte. Friedrich Wilhelm III. ließ die Grenzen mit Truppen besetzen; in die Stelle der vorgerückten rückten andere nach. Auch unsere Garnison verließ uns: das Cavallerieregiment ging nach Langensalza, das Bataillon Infanterie nach Erfurt, und es kam nur eine kleine Anzahl Jäger an ihre Stelle. Darauf in Belgien die Unruhen, endlich der Aufstand in Polen und in mehreren Gegenden Deutschlands. Überall drohte Krieg; das allgemeine Vertrauen wankte; der

Verdienst stockte; die Grundstücke fielen im Preise. Es war eine trübe Zeit! Aber es blieb Friede, Dank sei es der Vorsehung und den friedliebenden Fürsten! Kein politischer Feind überschritt die Grenzen unseres Vaterlandes; bald aber doch ein anderer, fast noch furchtbarer. Das war die Indische Brechrühr oder Cholera Morbus. Dies Scheusal, geboren in den sumpfigen Ebenen am Ganges in den Jahren 1815 — 17, verbreitete sich in kurzem über ganz Indien, ging 1821 nach Persien, überschritt 1823 die Russische Grenze und kam bereits damals bis nach Astrachan. Nach einer Unterbrechung von etlichen Jahren erschien sie in noch heftigerem Grade im Juni und Juli 1829, ging im Sommer 1830 nach Georgien und Caucasien, übersprang den Caucasus und nistete sich im Europäischen Rußland ein. Als nun in Folge der Polnischen Revolution der Russische Kaiser Truppen aus allen Gegenden seines Reiches zusammenzog, ward sie nach Polen hin verschleppt, ging zum Heere der Insurgenten über, nach Warschau, und von da überschritt sie, aller Vorsichtsmaaßregeln spottend, 1831 die Grenzen des Preussischen Vaterlandes. Im Frühjahr war sie in Danzig, in Königsberg, in Posen. Mit Ende des Septembers brach sie in der Residenz selbst aus. Allgemein war der Schrecken in unserer Stadt. Nach höherer Anordnung trat sofort auch hier eine Sanitätscommission zusammen. Sie fand das Gymnasialgebäude zu einem Lazareth am geeignetsten; die Schule ward verlegt, Alles gehörig eingerichtet, Ärzte angenommen, eine besondere Apotheke angelegt. Ueberdem versorgte sich Jeder nach Möglichkeit mit den nothwendigsten Arzneien. So erwartete man den Feind. Man fürchtete um so mehr sein Erscheinen, weil in diesem und in den vorhergegangenen Jahren das Kalte Fieber hier selbst ungewöhnlich heftig geherrscht hatte, und das der Vorbote der Cholera zu sein pflegte. Ueberdem folgte sie gern dem Laufe der Flüsse. Allein, obwohl die Krankheit in Potsdam, in einigen nahen Dörfern bei Brandenburg, in Rathenow, in Magdeburg ausbrach, dennoch blieb unsere Stadt verschont und ist es auch im Jahre 1837 geblieben, wo das Ungeheuer noch ein Mal die Residenz heimsuchte und ärger denn vorher. Die Kosten, welche durch jene Sicherheitsmaaßregeln der

Stadt erwachsen waren, wurden dadurch erspart, daß man mehrere Jahre hindurch die Straßenerleuchtung einstellte.

Mit der Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe kehrte unser Militair zu uns zurück (1832) und damit neues Vertrauen, neuer Verkehr, neuer Verdienst. Der Anschluß Sachsens an Preussens Zollverband eröffnete dem Handel neue Bahnen. Die Tuchfabrication nahm sich immer mehr auf. Jetzt ward auch eine bedeutende Seidenfabrik errichtet. In diesen Tagen erhöh- ter Betriebsamkeit geschah es, daß einer unserer Mitbürger auf den Einfall kam, westlich von der Neustadt, unfern der Havel, nach Bernstein zu graben. Ein Kunstdrechsler seines Geschäftes und in frühern Jahren längere Zeit an der Küste der Ostsee weilend, war er dort mit dem Graben und Verarbeiten jenes merkwürdigen Naturproductes bekannt geworden. Als er sich hier etablirt hat, werden ihm im Jahre 1833 einige Stücke Bernstein überbracht, welche man beim Sandgraben gefunden hatte. Nachdem er sich näher nach der Stelle, wo der Fund geschehen war, erkundiget, beschloß er der Sache auf die Spur zu gehen und fand das Erdreich ganz so wie in Ostpreußen, vermuthete also auch eben so hier wie dort ein Vorkommen von Bernstein. Er ließ an verschiedenen Stellen nachgraben, und es ergab sich nach vierzehntägiger Arbeit eine Ausbeute, 15 Thlr. an Werth. Er suchte nun förmlich beim Magistrate und bei der Regierung um die Erlaubniß nach, in größerer Weise graben zu dürfen, und erlangte sie. 1834 also griff er die Sache ernster an. Man mochte ungefähr 6 bis 8 Fuß tief gekommen sein, da fand man Bernstein. Leider hinderte in diesem Jahre das Grundwasser und die Bitterung fortzufahren. Im Jahre darauf, nach der Arndte, nahm er sich der Sache wieder an. Bei fortgesetztem Graben erkannte er deutlich ein Tiefergehen mehrerer Erdadern, welche Bernstein vermuthen ließen, und wirklich stieß man in einer Tiefe von 14 Fuß auf solchen Holzmüll, wie ihn die Ostsee auszuwerfen pflegt, bei welchem sich dann gewöhnlich Bernstein findet (*). Das war auch hier der Fall: der-

*) Vgl. das Schriftchen von Noke: Fragmente zur Geschichte des Bernsteins. Danzig 1835. 8.

selbe zeigte sich häufiger als oben im Sande, in sogenannten Nestern. Unter den Holzstücken waren mehrere abgerundete länglichte, einige Zoll bis 2 Fuß lang; desgleichen Kienäpfel, Haselnüsse, alles aber schon in Braunkohle verwandelt, so jedoch, daß noch alle Jahrringe der Holzarten zu unterscheiden waren, insbesondere an dem harten Eichenholze. Nach so günstigem Erfolge trieb der Mann die Sache nun im Großen. Er ließ Gräben von 8, 12 bis 24 Fuß im Quadrat aufwerfen, bis er auf das Grundwasser kam; dann ließ er, da die tiefere Grabung ohne Vorkehrung gefährlich ward, das obere Erdreich mit Brettern absteifen, unten im Wassergrunde aber offene Kasten 3 bis 5 Fuß einsenken und den Andrang des Wassers durch Eimer beseitigen. Auf solche Weise grub er seitdem alle Jahre vom Monat August an bis Anfang December, und der Ertrag — in einem Zeitraume von 4 Jahren ungefähr 1500 Thlr. — überragte weit die Kosten des Grabens (etwas über 800 Thlr.). Was aus diesem Funde für Geologie und für die Natur des Bernsteins abgeleitet werden könne, haben wir den Naturforschern zu überlassen; auf jeden Fall aber ist der Vorgang höchst bedeutsam und verdiente in unserer Geschichte erwähnt zu werden.

Im Jahre 1836 feierte man auf der Burg ein schönes Fest. Jenes herrliche alterthümliche Gebäude, die Dom- und Stiftskirche, das Eigenthum des hiesigen Domcapitels, hatte schon im vorigen Jahrhunderte, hauptsächlich im mittägigen Kreuzflügel, so starke Risse bekommen, daß jetzt keine gewöhnlichen Mittel mehr ausreichten, dem Einsturze zu wehren. Auch der obere Theil des Thurmes ward so schadhast befunden, daß er schon vorläufig mußte abgenommen werden. Der Bauanschlag überstieg weit die Kräfte des Capitels. Man wandte sich an den huldreichen Monarchen, und er sagte Hülfe zu. 1833 hatte bereits der Bau begonnen; aber erst im Herbst 1836 war er vollendet. Dabei wurde das Innere der Kirche ganz erneuert, und einfach und höchst geschmackvoll verziert. Dazu hat das Hohe Königliche Haus selbst beigetragen: es schenkte treffliche Glasmalereien zum Schmucke der östlichen Fenster und eine kostbare Altardecke, gestickt auf das Zierlichste mit allen Wappen der Königlichen Familie. Die festliche Einweihung geschah den 1. October. Seine

Majestät, der König, wohnte derselben in Selbsteigener Person bei.

Ein Fest anderer Art ward durch das folgende Jahr geboten. Die Liebe zum Gesange und zur Musik, welche sich allgemein seit zwei Jahrzehnten in unserm Deutschen Vaterlande im grandiosen Maasse kund gegeben, war auch den Märkern nicht fremd geblieben. Die drei Städte Potsdam, Brandenburg und Rathenow waren zusammengetreten und bildeten einen Verein unter dem Namen des Märklischen Gesangvereines. Bereits war die Jahre vorher ein Musikfest an den beiden andern Orten gehalten worden: jetzt (1837) war Brandenburg an der Reihe. Zur Ausführung des Ganzen trat eine Comité von vornehmen Bürgern und Beamten zusammen: ihnen ward die Anordnung des Ganzen übertragen. Daneben vereinigten sich Andere (48) zur etwanigen Deckung derjenigen Kosten, welche durch die Einnahme nicht gedeckt werden möchten. Unter den Musikstücken, welche zur Aufführung kommen sollten, ward zum Hauptstück das Oratorium von Händel: »Samson«, zu den Festtagen der 18. und 19. Mai ersehen. Die Zahl der Musiker, welche sich dazu einfanden, betrug 104, die der Sänger und Sängerinnen 355. Die Direction führte der Herzoglich-Anhalt-Dessauische Hof-Capellmeister Dr. Schneider; ihm zur Seite stand der Director des Gesangvereines, der Seminarlehrer Schärtlich aus Potsdam. Am ersten Tage wurde Nachmittags gegeben in der Katharinenkirche: 1) ein Männerchor von Klein; 2) die C-moll-Symphonie von Beethoven; 3) ein zweites Männerchor von Klein; 4) Gloria aus der 4ten Messe von Haydn; 6) ein Te deum laudamus von Schneider; am 19. Mai, Vormittags, ebenfalls in der Katharinenkirche das Oratorium Samson von Händel; Nachmittags im Schauspielhause ein Concert, wo sich verschiedene Künstler und Sängerinnen hören ließen. Das Ganze war ein schönes, großartiges Fest, das den Freunden der Musik in Brandenburg noch lange wird im Andenken bleiben. Auch war die Theilnahme von nah und fern so außerordentlich, daß die Kosten, so bedeutend sie auch waren, dennoch die Einnahme bei weitem nicht in dem erwarteten Maasse überstiegen.

Wir sind am Ziele: wir haben unsere Stadt durch 9 Jahrhunderte hindurch begleitet, gesehen, was ihr eine beinahe tausendjährige Vergangenheit geboten. Was ihr nun die Zukunft bringen wird, wissen wir nicht; doch wünschen wir: nur Gutes, ist das anders nicht zu viel für diese irdische Welt. Gegenwärtig ist jedoch Brandenburg auf glücklichem Wege des Fortschreitens, und nicht etwa bloß in materieller Hinsicht. Es fehlt allerdings seinen Bewohnern nicht an mannigfachen Gelegenheiten zum Erwerb; der Fleißige, der Arbeitsame kann bei geregelter Haushalte, bei weiser Sparsamkeit sogar erübrigen, und es gereicht den Brandenburgern zu nicht geringem Lobe, solches im Allgemeinen von ihnen sagen zu können. Das offenbarste Zeugniß hiervon giebt die 1834 hier selbst unter Bürgerschaft des städtischen Vermögens errichtete Sparcasse. Ist sie nicht in den wenigen Jahren (bis 1837) zu der bedeutenden Summe von 39,846 Thlr. 2 Sgr. angewachsen? Und doch haben die Einwohner jährlich im Ganzen die fast unglaubliche Summe von 100,000 Thlrn. für den Staat aufzubringen. An Mahl- und Schlachtsteuer kommt alljährlich ein 39,000 Thlr. (von denen freilich $\frac{1}{2}$ der Stadt und Domcommune wieder zu Gute kommt); 8934 Thlr. 5 Sgr. müssen an die Serviscasse gezahlt werden; 7000 sind zur städtischen Armenpflege herbeizuschaffen und 600 Thlr. zur Landarmen-Casse einzusenden. Der jährliche Beitrag zur Bezahlung der Schulden des Kurmärkischen Kreises ist leider noch immer 6598 Thlr. 26 Sgr., und die eigenen Schulden, obwohl die Zinsen seit Anfange des Jahres 1839 auf $3\frac{1}{2}$ Procent herabgesetzt sind, verschlingen auch noch eine bedeutende Summe. Außerdem erfordern die laufenden Abgaben, die Unterhaltung der Straßen und vielen Brücken (*) auf städtischem Gebiete, die verschiedenen Anstalten und die Besoldungen der städtischen Beamten keine geringe Kosten. Mag sich daher die Einnahme der Kammerei jährlich auch auf 32,000 Thaler belaufen; es bleibt doch nichts übrig; ja nicht selten muß geheizt werden,

*) Seit 1838 ist die Unterhaltung der Langen Brücke und des Hauptdammes durch die Stadt auf den Staat übergegangen, wogegen Brandenburg auf den Zoll verzichtet hat.

um nur kein Deficit aufkommen zu lassen. Der Stadthaus-
halt ist aber streng geregelt und unter Controle, und treten
keine besondern Unfälle ein, so kann es unserm Brandenburg
doch gelingen, sich bald aus dem drückenden Verhältnisse zu be-
freien, sich namentlich jener Schuldenlast, des traurigen Anden-
kens an die Napoleonische Zwingherrschaft, zu entäußern. Was
aber die höhern Interessen der Menschheit anbetrifft, so will un-
sere Stadt auch darin nicht hinter andern zurückstehen. Für
Ausbildung der Jugend sorgen eine Menge Schulen; die man-
nigfachen Stellen öffentlicher Beamten des Magistrates, des
Gerichtes, des Predigt- und Schulamtes vereinigen eine ziem-
liche Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer. Für literarische
Bedürfnisse sorgen zwei Buchhandlungen; eine Leihbibliothek,
worin auch wissenschaftliche Werke, sucht die Wünsche der ge-
wöhnlichen Lesewelt zu befriedigen; höhern Zwecken dienen die
Journalzirkel für Theologie, Pädagogik und Literatur und ein
historischer Lesezirkel. Dem Gelehrten von Fach stehen die Bi-
bliotheken der Kirchen, des Rathhauses, des Stadt- und Land-
gerichtes, der Ritterakademie und des Gymnasiums offen. Eine
Liedertafel und ein Gesangsverein unterhalten und beleben den
Sinn für Musik. Die Spaziergänge und Anlagen bei der Stadt
nähren die Neigung zur schönen Natur. Wollen wir höhere Ge-
nüsse der Kunst und der Wissenschaft, so bietet die Nähe von
Potsdam und Berlin und der immer leichter und schneller wer-
dende Verkehr dahin die beste Gelegenheit. So können sich an
Brandenburgs Gegenwart seine Bewohner genügen lassen, und
sein Alterthum ist von der Art, daß wir mit Stolz auf dasselbe
hinschauen können. Zu seinem Ruhme fehlt nur Eins: noch hat
es in seinen Mauern nicht einen welthistorisch berühmten Mann
geboren oder geheget, wie z. B. Wittenberg einen Luther oder
einen Kranach. Diese Verherrlichung erwartet es von der Nach-
welt! Möge es nicht vergeblich darauf warten!